Ererbt und Erworben.

Ererbt und Erworben.

Roman

aus dem baltischen Leben

von

Werner von der Düna.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Richter & Kappler.
1878.

Inhalt des dritten Bandes.

Dreißigstes Kapitel.

Der zerrissene Schuldschein.

An einem heiteren aber rauhen Apriltage 1874 saß in seinem Schreibzimmer vor dem hellbrennenden Kamine der Erbbesitzer von Steinfels, Baron August von Gronau. Er schaute in die Flammen hinein, und rieb sich fröstelnd die Hände. Ja in den morschen Wänden seines Hauses half auch das Feuern nicht viel — im verwitterten Holzwerk zitterten heute die Fenster, und durch zahllose Spalten blies der Wind mit kaltem Hauche in die Wohnräume hinein.

— Neben dem Gatten stand die Baronin, einen Brief in der Hand, den Ausdruck gespannter Erwartung im Auge.

— „Lieber August!" begann sie jetzt. „Ich habe die Bitte deiner Cousine reiflich überlegt, und

bin der Ansicht, daß wir nicht anders können, als zusagend antworten. — Ein Zimmer läßt sich überdies ganz ohne Schwierigkeiten abtreten.“ —

Gronau lächelte und sein Gesicht legte sich dabei in unzählige Falten, die beinahe eben so tief waren, wie die lange Schmarre, die quer über seine Wange lief.

— „Ein Zuwachs an Ausgaben kann uns dadurch nicht werden“ — fuhr die Baronin fort — „Deine Cousine wünscht eben nur ein Obdach für die unglückliche Frau.“

— „Das ist immer der Anfang,“ sagte Gronau während ein Ausdruck harmloser Ironie in seinem farblosen Gesicht sprechend hervortrat. „Ein Anfang — und vieles Andere kommt selbstverständlich hinterher.“

— „Es kann nichts hinterher nachkommen“ — erwiederte seine Frau mit großer Bestimmtheit. „Es handelt sich nicht um eine Versorgung — nur um Landluft und um Eindrücke, die wohlthuend einwirken sollen auf ein krankes Gemüth.“

— „Aber doch ab und zu unterstützt werden müssen“ — versetzte Gronau und blickte jetzt mit den großen blaßblauen Augen seiner Gattin fragend ins Gesicht.

— „Und wenn das auch geschehen würde,“ sprach

die Baronin ernst — „das sind so kleine Ausgaben, daß sie eines Bedenkens nicht werth sind — sie machen uns nicht arm.“

— „Aber Feldmann? Aber die schlechte Wirthschaft? — die thun es! Nicht wahr? die sind an dem Geldmangel schuld?“

— „Gewiß, August!“

— Auch daran, daß wir für einen einzigen Knaben einen so theuren Hauslehrer halten? daß wir ein Schulhaus zu bauen begonnen, den Arzt für die Gemeinde besolden und vor den Gebiets-Armen uns nicht bergen können?“

— „Mir ist nach Scherzen nicht zu Muthe“ — sagte die Baronin.

— „Mir auch nicht, mein Herz! — Ein leerer Beutel ist ein häßliches Ding!“

— „Ich, lieber August, vergesse niemals die Sorgen“ — hob die Baronin feierlich und vorwurfsvoll an. „Ich denke beständig daran, daß wir nächstens wieder Geld aufnehmen müssen, um unsere Zahlungen zu leisten. — Mir rauben diese Sorgen den Schlaf, aber ich müßte blind sein, um nicht einzusehen, daß es nicht die Ausgaben, sondern die fehlenden Einnahmen sind“ — —

— „Die uns ruiniren“ — unterbrach sie Gronau. „Das Sprichwort sagt,“ fuhr er gelassen

fort — „daß man sich nach seiner Decke strecken muß — thun wir das? — Merkt man das unserem Haushalt an, daß wir ruinirte Leute sind?"

„Auf dem Lande, August, kann man sich nicht den Anforderungen entziehen, die Gastfreundschaft und Mildthätigkeit stellen."

— „Und im Auslande? als wir in Dresden lebten, war es anders?" fragte der Hausherr lächelnd.

— „Es waren auch nur Landsleute — alte Freunde, die man aufnehmen mußte."

— „Versteht sich! und gastfreundlich bewirthen, ganz so wie auf seinem Erbgute in Kurland."

Die Augen der Baronin färbten sich dunkel. — „Gastfreundschaft will jetzt auch modernisirt werden," — fuhr Gronau fort und blickte treuherzig auf seine Frau — „Das müssen wir lernen auf unsere alten Tage, denn auf die alte Art geht es jetzt nicht — man verlebt mehr als man hat." — —

— „Aber nicht mehr, als man haben könnte" — sagte die Baronin mit wachsender Empfindlichkeit. — „Deine Gelassenheit und deine gute Laune sind mir unfaßlich, lieber August. Ich denke, daß Pauls Zukunft" — sie brach plötzlich ab mit thränenvollen Augen. — Alle die Fältchen auf dem Gesichte des Hausherrn waren jetzt geebnet — die

schmächtige Gestalt schien zusammenzuschrumpfen, wie durch einen plötzlichen Einfluß von Kälte; er blickte schweigend in das Feuer hinein.

— „Aber die alte Cousine" — hob er nach kurzer Pause, ohne sich umzuwenden, wieder an. „Wirst Du ihr nicht antworten?"

— „Das weiß ich nicht" — sagte die Baronin sehr kurz.

— „Nun wenn nicht heute — so doch morgen. Die alte Dame wird leicht ungeduldig, und könnte sich am Ende an andere Leute wenden."

— „Ich hätte nichts dawider," sprach die Hausfrau. „Das Vergnügen zu helfen, hast du mir schon verdorben."

Der Klang der Stimme verrieth ein Vollsein des Herzens. Gronau sah seine Frau nicht an, aber er fuhr jetzt mit beiden Händen in sein stets auf das Sorgfältigste gescheitelte und geordnete Haar. — „Wahrhaftig!" rief er aus. „An den Nagel will ich die ganze Wirthschaft hängen, fortziehen in die Stadt und wenn Feldmann heute den Weg alles Fleisches ginge, wäre ich froh — nur um die ewigen Streitigkeiten los zu sein."

Die Baronin stand da — mit schimmernden Augen, aber ein Lächeln voll Herzensgüte war jetzt auf ihre Lippen gekommen. Sie sagte kopfschüt=

telnd: „den Gefallen thut dir Feldmann sicherlich nicht, — der Mann hat eine eisenfeste Gesundheit."

— „Wer weiß? Herzchen!" erwiederte Gronau und machte wieder ein krauses Gesicht. „Der Alte hat jetzt Sorgen, die Caution eines Todten — scheint ihm nicht sicher genug."

— „Alter Geizhals!" — sagte die Baronin mit scharfer Betonung und lächelte fort, — indem sie mit den klar gewordenen Augen der Handbewegung des Gatten folgte, der jetzt mit vergnügter Miene glättend und ordnend über sein dunkles Haar strich. Die kleine Wolke am häuslichen Himmel war vorüber, die Gedanken der Geldsorge hatten sich verzogen, der Hausherr legte wieder neues Brennmaterial in den Kamin und berechnete mit wohlthuender Zuversicht, wie die Kälte des Zimmers bald weichen müßte; die Hausfrau schrieb mit warmem Herzen an ihrer zusagenden Antwort, als der Klang eines Hornes Gäste anmeldete. — Im nächsten Augenblick fuhr ein Wagen in den Hof herein. —

— „Max Torner und Neuenburg!" — rief der Baron und eilte den Ankommenden entgegen. Die lauten Begrüßungen und schallendes Gelächter drangen bis in das Schulzimmer, wo der zwölfjährige

zukünftige Erbherr von Steinfels griechische Vocabeln lernte.

— „Wie freue ich mich, Herr Ehrhard, daß Sie den Baron Max von Torner sehen werden,“ rief Paul in die Hände klatschend und mit den Füßen unter dem Tische stampfend. „Von allen Herren, die zum Papa kommen, liebe ich ihn am meisten.“

— „Er hat ein sehr gutes Gesicht,“ sagte Walther.

— „Der beste Schütze — Herr Ehrhard! — fehlt niemals. Er sitzt zu Pferde, so schön, wie ich keinen andern gesehen — das wildeste Thier ist fromm, wenn er im Sattel ist. — Ich muß auch so werden wie Max Torner!“ rief Paul und schlug kräftig mit der Hand auf den Tisch.

— „Ein guter Schütze — und ein guter Reiter wirst du gewiß werden“ — entgegnete Walther — „aber jetzt, Paul, denke wieder an deine Aufgabe.“

Der Knabe senkte die Augen auf sein Heft. — Er haßte die Arbeit, die ihn an den Schreibtisch fesselte, aber seine Liebe für Walther glich den jungen Sprossen, die, wenn sie im Frühling einmal in Schuß gerathen sind, täglich weiter wachsen, und immer neue Knospen bilden. — So war Paul willig — auch bei der Arbeit — die ihm lästig wurde.

Walther stand jetzt neben seinem Schüler und

schaute mit ernstem Blick in die Fernsicht des bergab sich senkenden Gartens hinein. — Es zog ihn hinaus — dorthin wo unter dem Schutz der noch winterlich entlaubten Bäume bereits ein grüner Schimmer sichtbar wurde, und wo die Bläue des Himmels wie auf dem blattlosen Gezweig zu ruhen schien. — Ihm war beklommen zu Muthe. — Wie schon oft — hatten jetzt wieder die lauten Stimmen, das helle Lachen, die bis zu ihm gedrungen, ihn so eigen berührt — kalt und warm, sein eigenes Selbst noch tiefer zurückdrängend in die eigene Welt — und doch wieder heranziehend an den feinsten Fühlfäden der Seele. —

So verschieden geartet auch der Baron und die Baronin sein mochten, eine herzliche Zuneigung für Walther machte sich bei beiden immer mehr geltend, und erleichterte diesem die Abhängigkeit seiner Stellung, die zu ertragen ihm schwerer geworden war, als er es sich gedacht hatte.

Wenn aber das alte baufällige Haus in Steinfels Gäste unter seinem Dache barg, dann überkam ihn immer wieder mächtig das Gefühl, in jenem Kreise eine Erscheinung zu sein, die neugierige, bisweilen beobachtende Blicke heranzog, aber nur an der gedeckten Tafel einen Platz zu beanspruchen berechtigt war; und auch da mußte er schweigsam,

theilnahmlos verharren, als fließe der Strom der Unterhaltung in einer Sprache, die für ihn unverständlich, als berühre dieselbe Gebiete, die zu betreten ihm versagt war. Es dehnten sich dann die Minuten für ihn aus, sein Herz klopfte ungeduldig und es währte oft lange, bis er wieder in der Ausübung seiner Pflichten, in der Freundlichkeit seiner Hausgenossen und in dem eig'nen Selbst eine Ausgleichung gefunden und die Bitterkeit wieder fahren ließ, die sein Gemüth durchdrungen hatte. —

Heute war Walther mehr denn sonst in einer Verfassung, die nach Freiheit dürstete. Die Post, die vor einer Stunde gekommen, hatte auch für ihn einen Brief gebracht, eine fremde ihm unbekannte Handschrift hatte ihn so am Herzen gepackt, daß er das Schreiben unentsiegelt zu sich gesteckt hatte.

Ihm war zu Muthe gewesen, als müsse darin eine Nachricht enthalten sein, die wieder Sturm in seine Seele bringen würde, und in Pauls Gegenwart hatte er den Brief nicht lesen wollen.

— „Ich will wetten, Herr Ehrhard," sagte jetzt wieder Paul — „Sie werden heute beim Mittagessen mitlachen müssen." — Der Knabe blickte mit hellem Auge zu seinem Lehrer hinauf, aber schnell neigte er sich dann über sein Heft — der tiefe Ernst auf Walthers Zügen hatte ihn betroffen gemacht.

„Du solltest jetzt an deine Arbeit denken," sagte Walther mit einer Stimme, die auch sehr ernst klang. Paul biß sich in die Lippen, ballte die kleine Faust, und verwünschte sich selber, indem er, die feinen Augenbraunen noch zusammenziehend, seine Vocabeln zu repetiren begann.

Walther's Abneigung, den fremden Gästen unter die Augen zu treten, war durch Pauls Voraussetzung mehr noch gesteigert worden. — Manche peinliche Erinnerungen machten sich jetzt bei ihm geltend. — Er dachte an jenes Kreuzfeuer des Witzes, dessen Schimmer dem der Seifenblasen ähnlich ist — er dachte an die Selbstzufriedenheit und Ueberhebung, die ihn oft verletzt, und wie er stets jenen Ernst vermißt, der dem ächten Humor klaren festen Untergrund verleiht und als ein starker dunkler Faden Perlen aneinander reiht, die nicht wie die Spreu des Wortwitzes verfliegen.

Walther suchte noch nach einem Vorwande, um diesen Eindrücken sich heute zu entziehen und der Mittagstafel fern zu bleiben, als schon der eintretende Diener zum Essen bat.

— „Herr Ehrhard!" — sagte Paul, welcher in seiner freudigen Erregung über und über roth geworden war. „Ueberhören Sie mich gleich nach dem Mittage — ich weiß Alles."

Walther legte schweigend seine Hand auf die Schulter des Knaben und dieser sprang munter in die Höhe — und rief mit strahlendem Gesicht — „Kommen Sie jetzt, Herr Ehrhard, kommen Sie — Sie sollen sehen, wie Herr von Torner Ihnen gefallen wird.“ — — Man saß bereits bei Tische, als Walther und Paul in das Speisezimmer eintraten. —

— „Nun Paul, hast du schon eine Waldschnepfe geschossen?“ fragte Torner, indem er den Knaben freundlich begrüßte, ein lautes Lachen begleitete diese Frage. „Mein Karl hat schon den Auerhahn balzen gehört,“ fuhr Torner dann fort — „und wahrhaftig! — der Junge wurde nicht schläfrig obgleich es ungewöhnlich kalt war.“

— „Ich würde schöne Dinge hören müssen, wenn ich ein Jäger wäre — und meinen Paul mitnehmen wollte auf Auerhühner!“ sagte Gronau, mit einer Kopfbewegung auf die Baronin hinweisend.

— „Oh bei mir hat man auch protestirt,“ versetzte Torner mit leichtem Achselzucken.

— „Aber das half natürlich nichts,“ fiel Gronau ein.

— „Erbarmung!“ rief Torner. „Was würde aus dem Knaben werden, wenn das Etwas helfen sollte.“

— „Versteht sich!“ meinte Gronau.

— „Er soll mir ein tüchtiger Schütze, ein guter Jäger werden — und wenn er sich auch zehnmal einen Schnupfen dabei holt,“ sagte Torner mit einem Seitenblick auf die Baronin.

— „Wo haben Sie den Hauslehrer her?“ fragte derweile leise Herr von Neuenburg, zu der Hausfrau sich neigend, und wandte, nachdem er die flüsternde Antwort erhalten hatte, seinen vornehm blasirten Blick auf den ihm schräg gegenüber sitzenden Walther.

— „Sind Sie weit mit der Saat, Gronau? haben Sie schon viel eingebracht?“ fragte Torner.

— „Natürlich, mein Bester.“

— „Immer den Andern voraus!“ — warf Neuenburg nachläßig hin.

— „Auch darin, Theuerster, daß meine Scheuer schon leer ist“ — entgegnete kopfschüttelnd der Hausherr.

— „Nun dafür sorgt Ihr Feldmann,“ sagte lachend Torner. „Ich wund're mich sehr, daß Sie noch eig'ne Saat gehabt.“

— „Gerste, Kleesaat, sind baar gekauft,“ fiel die Baronin hastig ein.

— „Aber billig, mein Bester — und mit Anfuhr,“ ergänzte mit Nachdruck der Gatte.

— „Und Sie werden gewiß den Alten noch weiter behalten?" rief Torner, in schallendes Gelächter ausbrechend. „Wirklich! — das ist doch zu toll!"

— „Er gefällt mir immer noch besser, als Ihr Jung-Lette" — erwiederte Gronau gelassen.

— „Ein listiger Kerl, der Sie ruinirt, wahrhaftig Gronau," sagte Torner.

— „Unsere Letten*) hier sind viel bessere Leute," meinte Neuenburg und wischte mit sichtbarem Selbstbewußtsein seinen Bart.

— „Besser gezogen — nicht wahr, mein Verehrtester?" fiel Torner ein. —

— „Das versteht sich!" — gab Neuenburg mit besonderem Nachdruck zur Antwort.

— „Ich schaffe Ihnen einen Aufseher aus Dorn-

*) Die Bauern in Kurland und in der südlichen Hälfte Livland's gehören dem Volke der Letten an. Sie sprechen eine eigene Sprache, der indogermanischen Sprachenfamilie angehörig: ihre Schriftzeichen erhielten sie von den Deutschen. Der Lette, welcher sich eine gewisse Bildung angeeignet, pflegt sich gewöhnlich zu germanisiren, verdeutscht sogar seinen Namen. In den sechziger Jahren hat die Richtung der „Jung-Letten" sich von dem deutschen Element unabhängig zu entwickeln versucht. Seit der Ausbreitung des Eisenbahn-Verkehrs findet, des hervorragenden Nutzens wegen, eine größere Hinneigung zur russischen Sprache statt.

feld," hob Torner an — „einen hübschen, reellen Kerl."

— „Wie gefällt Ihnen dieser Sherry?" fragte jetzt ablenkend der Hausherr.

— „Magnifique" — erwiederte Torner.

— „Ihre Weine sind ja immer superbe" — meinte Neuenburg, während Gronau ihm gleichfalls einschenkte. — Jetzt wendete sich dieser zu Walther, der ihm zur Rechten saß. — „Ist wirklich gut," flüsterte er ihm kopfnickend zu und füllte ihm das Glas. — Herr von Neuenburg sah es — und da sein Sitz bei Tische ihm nicht gestattete, ein Bein über das andere zu legen, eine ihm zur Gewohnheit gewordene Bewegung — wenn sein Selbstbewußtsein aufflackerte — so begann er die Spitzen seines Schnurrbarts möglichst hoch hinaufzudrehen, und blickte vornehm auf den jungen Mann herab, der die Ehre, den kostbaren Wein zu kosten, dem übertriebenen Zartgefühl des Hausherrn verdankte.

Jetzt wurden die sichersten Wein-Bezugsquellen des Landes besprochen. Torner pries einen Weinhändler, der viele Häuser reell versorgte. Neuenburg rühmte ein Handlungshaus in einer Hafenstadt des Landes und Gronau blieb dabei, über die Solidität dieser Quellen zu spötteln. — Dann wurden die Schwierigkeiten des Abfüllens behandelt und die

unausbleiblichen Folgen dieses Actes auf die dabei behülflichen Dienstboten. — Ein Witzwort folgte dem andern und helles Lachen schallte durch's Zimmer — Torner versicherte die Sache am besten zu verstehen, meinte mit der angewiesenen Dienerschaft am richtigsten zu verfahren. — Neuenburg behauptete praktischer zu Werke zu gehen und rühmte einen von ihm abgerichteten Jungen, der „colossal viel" Verständniß für das Kellergeschäft beweise.

Endlich brach die Baronin die Unterhaltung ab, indem sie Torner fragte — wie bald er den Grafen Walldorf in Dornfeld erwarte. — „In wenigen Tagen," erwiederte dieser und sein volles geröthetes Gesicht verlor bei diesen Worten den Ausdruck übersprudelnder Lebendigkeit, der ihm sonst eigen war. — „Und die Baronin Horstmar — wird sie längere Zeit in Dornfeld bleiben?" fragte die Hausfrau weiter.

— „Unmittelbar nach der Beisetzung wird sie mit ihrem Vater wieder abreisen" — entgegnete Torner. — „Wahrhaftig!" fuhr er lebhaft fort — „Wenn ich meines Vetters Leben nur um die wenigen Stunden hätte verlängern können, die sie zu spät kommen mußte — ich hätte mein eigenes dafür hingeben mögen." — Es entstand eine Sekunden lange Pause, Torner leerte sein Glas — um die

ihn überkommende Rührung hinunter zu spülen — und Neuenburg, der eben einen schmackhaften Bissen in den Mund gesteckt hatte, blickte nachläßig auf den schönen Hauslehrer — er sah ihn blaß — auffallend blaß geworden.

— „Das war wieder einmal ein rechtes Unglück bei diesem Duell!“ hob Torner wieder an. „Ich habe mich heiser gesprochen, und meine Pferde zu Schanden gefahren, um die Sache beizulegen — aber Alles umsonst. — Luitpold war sehr traitable,“ fuhr er fort, „aber mein Vetter war nicht zu bewegen, eine Aeußerung zurückzunehmen, die jener auf sich nicht sitzen lassen konnte!“

— „Das machte die Leidenschaft für Fräulein von Halleck,“ bemerkte Neuenburg und lehnte sich behaglich zurück.

Pauls Augen hingen an seinem Lehrer; Walthers Hand wendete gleichmäßig das vor ihm auf der Crystallstütze ruhende Messer — seine Augen waren gesenkt, auf diese Bewegung gerichtet — aber eine neue Blutwelle überdeckte jetzt das auffallende Erbleichen.

— „Fräulein von Halleck war sonst ein schönes Mädchen,“ begann wieder Neuenburg. „Ich war ja auch einmal in sie verliebt, und bin sehr neugierig auf unser Wiedersehen.“ — Er hatte wie immer

mit farbloser Gelassenheit gesprochen, ein Lächeln der Sattheit lag auf seinen Lippen, als er den Kopf zur Seite wendend — einem Blicke begegnete, wie er ihn noch niemals gesehen.

— „Sie war sehr schön," versetzte Torner — „und ich habe — wahrhaftig! eine sehr hohe Achtung und eine wahre Verehrung für sie gewonnen."

— „Hören Sie Theuerster," fiel ihm Gronau kopfschüttelnd ins Wort — — „Wo wäre mein Hausfrieden, wenn ich so sprechen wollte?"

— „Scherz bei Seite!" erwiederte Torner — „Man thut Fräulein von Halleck sehr Unrecht: man beurtheilt ihr Verhältniß zu meinem armen Vetter, wie eine gewöhnliche Liebesgeschichte."

— „Ich greife nicht die Persönlichkeit an," unterbrach ihn jetzt die Baronin. „Ich will kein allgemeines Urtheil fällen — aber die Situation, in die sie sich gebracht, läßt sich in keiner Weise rechtfertigen."

— „Nicht wahr, lieber Neuenburg, wir üben mehr Nachsicht," sagte Gronau, diesem Verständniß zunickend; aber der Angeredete saß nicht mehr da in seiner gewöhnlichen Gelassenheit — und erwiederte die scherzberechtigte Frage nur mit einem gezwungenen Lächeln. Ein leichter Farbenschimmer zog ihm unstät über Stirn und Schläfen, und in

den todten Ausdruck seiner Züge war Leben hineingekommen. Die Bissen, die er zum Munde führte, folgten einander bald hastig, bald zögernd, — so als ob Neuenburgs Gedanken jetzt wo anders wären, als bei dem Genusse, und bei der Beurtheilung der Mahlzeit. — Jener Blick eines Hauslehrers war ihm in's Blut und in die Glieder gedrungen, ein funkelnder Blick — sprechend wie mit tausend Zungen — und dieser Blick hatte sich nicht vor dem seinigen gesenkt. — Er, der es sich stets bewußt blieb, einem fürstlichen Stamme anzugehören, hatte die Augen wegwenden müssen und als er sie wieder mit vernichtender Verachtung auf jenen Menschen hingerichtet — war er nicht mehr seinem Blicke begegnet und das Gift seines berechtigten Stolzes war an einem marmorähnlichen Antlitze hinabgeglitten und hatte nicht verletzen können.

— „Ich muß sehr um Vergebung bitten," begann jetzt Torner, seinen Lockenkopf mit anmuthiger Ritterlichkeit vor der Baronin neigend. „Fräulein von Halleck durfte so handeln wie sie es gethan, — den Muth dazu hat sie gerade in einem ungewöhnlichen Maaße von Hingebung und Selbstvergessenheit gefunden."

— „Aber ich bitte Sie, Herr von Torner," ver-

setzte die Baronin. „Für gewisse Dinge gibt es keine Entschuldigung."

— „Fräulein von Halleck hat die letzten Tage einem Sterbenden leichter gemacht," fuhr Torner fort, die Unterbrechung nicht beachtend. „Sie hat eine Aussöhnung mit der Vergangenheit in ihm hervorgerufen — sie hat ein Vermächtniß empfangen, das tröstend für die unglückliche Wittwe sein mußte."

Die Baronin schwieg — und Torner, der einen Augenblick inne gehalten, sagte wieder: „Wie die Beziehungen zwischen Horstmar und Fräulein von Halleck vor drei Jahren sich angeknüpft, und seitdem fortbestanden haben, erfuhr ich aus seinem Munde, und — auf Ehre! dieses Bekenntniß berührte mich wie eine tiefe Poesie, die mitten im gewöhnlichen Treiben der Menschen sich abhebt, und die Schranken weitet, in denen wir es gewohnt sind, die Verhältniße der Menschen zu einander zu beurtheilen."

Die Baronin sah mit einem Ausdruck von Verwunderung auf den Sprecher, der mit so ganz verändertem Wesen tiefernste Ueberzeugungen an den Tag legte. Aber ihr war es unbehaglich zu Muthe geworden, wie schwüle Luft lag es über der kleinen Tischgesellschaft. Sie wollte das Gespräch nicht weiter fortführen und es entstand eine Pause, die Gro-

nau benutzte, um die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet zu leiten.

— „Hören Sie, Theuerster!" sagte er zu Torner. „Versprechen Sie mir, daß Sie wieder hier einkehren, wenn Sie aus Dornfeld nach Hause fahren."

— „Das kann ich nicht" — entgegnete Torner — „die Wirthschaft dort macht mir mehr Sorge, als meine eigene; ich habe für den vaterlosen Majoratsherrn zu arbeiten, und Dornfeld ist wirklich colossal verschuldet. Es ist möglich, daß ich dort lange bleibe und dann reise ich direct nach Hause."

— „Ich wollte Ihnen nur meinen Auerhühnerstand verrathen," sagte ernsthaft Gronau.

— „Charmant! Charmant!" rief Torner — „Nun lasse ich Sie nicht mehr los, mein Bester! Bestellen Sie den Buschwächter*) und kommen Sie mit uns heute Nacht."

— „Nein Theuerster! dahin bringen Sie mich nicht — aber meinen Paul vielleicht," setzte Gronau hinzu, dem Sohne freundlich zunickend. „Paul, frage doch die Mutter, was sie dazu meint." — Paul lächelte, indem er dem Vater in's Gesicht blickte — aber dieses Lächeln brachte ihm die Thräne noch näher.

---

*) Waldhüter.

— „Sie kommen zu spät nach Dornfeld" — sagte jetzt Neuenburg mit einem Tone überlegener Besonnenheit.

— „Zeitig genug, mein Alter!" versetzte Torner. — „Die Leiche kann frühestens morgen Abend eintreffen und zu allen Vorbereitungen brauche ich nicht mehr als einige Stunden. Abgemacht, mein Bester! wir lauern dem Auerhahn heute auf."

— „Ich denke — wir lassen es," meinte Neuenburg — „und kommen dann wieder."

— „Wenn er nicht mehr balzt!" fiel ihm Torner lachend in's Wort.

— „Die Zeit wird bald vorüber sein," bemerkte Gronau und befahl dem Diener durch einen reitenden Boten den Buschwächter zu benachrichtigen.

— „Das ist auch Poesie, gnädige Frau," sagte Torner zu der Baronin sich wendend — „aber eine Poesie, die den meisten Damen unverständlich ist — dieses Aufhorchen und Gespanntsein in dem Dickicht des Forstes und in der Stille der Frühstunden."

— „Aus den Natureindrücken spricht gewiß ein poetischer Ernst" — erwiederte die Baronin — „aber ob das Treiben unserer Jagdliebhaber davon angehaucht wird, möchte ich doch bezweifeln."

— „Und warum?" fragte Torner.

— „Die Jagdgeschichten wären dann anders; die

lieben wir nicht!" flüsterte Gronau — während die blaßblauen Augen zu der Gattin sich wandten.

— „Die sind gerade die rechte Würze!" rief Torner aus.

— „Wie neulich, als wir den Candidaten aufzogen, den Doctor der Philologie," mischte sich Neuenburg ein — mit einem Seitenblick auf Walther.

Höchst wahrscheinlich hätte Torner einige Erläuterungen dieser Erinnerung folgen lassen — aber die Baronin winkte ihrem Manne zu, und die Tafel wurde aufgehoben. Das Rücken der Stühle, helles Lachen und einzelne abgebrochene Worte, die dem zum Besten gehaltenen Candidaten galten, mischten sich bunt durcheinander — und dann saß man wieder beisammen bei den dampfenden Kaffeetassen und den ächten Havannah-Cigarren.

Walther und Paul hatten schweigend das langgedehnte Haus durchschritten und das Schulzimmer erreicht. Paul war an seinen Tisch heran getreten, und hatte die Augen auf seine griechischen Vocabeln gesenkt. — Walther stand mit bebenden Gliedern am Eingange des Zimmers — er hätte wieder zur Thür hinaus stürzen mögen, er hätte die Fenster aufreißen wollen, daß andere Luft in's Zimmer dringe und ihm zu athmen helfe — aber er durfte es nicht! Er war abhängig — in diesem Hause waren

seine Zeit und sein Wille verpflichtet — er war gebunden mit seinem blutenden Herzen, während jene Männer, rauchend und scherzend, vielleicht jetzt mit Hohn und Spott seiner gedachten. Die Gewalt des Zornes fühlte er zum ersten Mal in seinen Adern; er wurde es inne, wie in der herben Frucht des Hasses auch ein süßer Kern geborgen ist.

Es schwirrten Gedanken in seinem Hirn, die blutig waren, und dennoch ihn wonnig berührten. Schmerz, Liebe und Hoffen fielen jetzt von ihm ab, er schaute auf sie herab, wie die blutig aufgehende Morgensonne aus finsterem Gewölk hervorbricht und schwüle Nachtnebel zu Boden drückt. — Nur Rachedurst fühlte er in seinem heißen Herzen, Kampflust gegen die Menschen, die Fluch über sein Dasein gebracht hatten. Die Wände des Zimmers, die ihn einen Moment erdrückt, dehnten sich wieder aus, die Ketten lösten sich — die Kluft zwischen ihm und jenen Menschen war gefüllt; Lebenskraft und Jugendkraft schwellten das Herz, wie ein aus den Ufern tretender Strom, der überfluthend Wellen schlägt auf dem ihn eingrenzenden Boden. —

Unbeachtet blieb Paul. Walther schritt auf und nieder an ihm vorüber; er war in Gedanken in Dornfeld, er stand Neuenburg gegenüber, er war gerächt — jener gedemüthigt — Blut mußte fließen,

sein Blut tränkte den Boden; an der Seite Erwin Horstmars wurde der Bürgerliche gebettet, und Thränen der Reue mußte Martha an seinem Sarge weinen.

In das Nichtmehrsein hauchte die erhitzte Phantasie die Regungen des schlagenden Herzens; das Licht erfüllter Wünsche legte sich über das Dunkel des Grabes — aber da — plötzlich stand er still. Ein Gedanke an seine Mutter ließ ihn erwachen aus dem verführenden und versöhnenden Traum — und wieder zuckten alle Lichtfäden der Seele. — Ein schwerer Kampf, bei dem er inne werden sollte, wie das Gute im Menschen oft dem Edelsteine gleicht! Was glänzend, funkelnd das Auge fesselt, Bewunderung erregt, ist schon verkaufte Waare — und dem Thun der Menschen giebt oft der Staub der Eitelkeit jenen Schliff, der dem Schönen seine Anerkennung zuführt. — Es wurde Walther wieder matt und schwer ums Herz, und seine Augen wendeten sich langsam und traurig zu dem vergessenen Knaben, wie zu der vergessenen Pflicht und Wirklichkeit. — „Paul!“ sagte er endlich, aber seine Stimme klang so anders als sonst, daß Paul auf seinen Lehrer zustürzte und an dessen Brust in Thränen ausbrach. — „Paul! mein guter Paul, mein armer Paul!“

Walthers Stimme versagte — mehr konnte er nicht hervorbringen.

Die Nacht war gekommen, der Knabe schlief, aber unter seinen Augen zeichneten sich noch deutlich die Schatten der Betrübniß. Pauls Liebe und Trauer waren zu einer Stütze für Walther geworden, der nun wieder Kraft gewonnen, das eig'ne Selbst zu beherrschen, und so die Last von dem Gemüth des ihm anvertrauten Kindes fortzunehmen; aber eine Stunde, wo die Thränen zweier Menschen zusammenfließen, und das Leid nur Eigenthum des Einen ist — schafft ein Band für warme Herzen. Walther fühlte sich jetzt mit Paul verwandt, er wußte, daß er es nie würde vergessen können, wie dieser Knabe ihm die Bewegung der Seele aus den Augen herausgelesen hatte, und — für ihn mit Traurigkeit erfüllt gewesen. Paul dachte, ehe er einschlief, daß nach Vater und Mutter sein Lehrer ihm der liebste Mensch auf Erden.

In der Abgeschiedenheit seines Zimmers, von keinem Auge mehr beobachtet, hatte Walther den Brief gelesen, den die Post ihm am Morgen gebracht. Jetzt glaubte er den Inhalt desselben mit ruhiger Besonnenheit erwogen zu haben, aber ihm selbst unbewußt war es brausende Leidenschaft, welche die Antwort niederschrieb. Der Brief war von Verneck

gewesen, und enthielt die Mittheilung, daß Graf Walldorf den Advokaten beauftragt, den Betrag der Halleck'schen Schuld an Ehrhard auszuzahlen; dieser möge nunmehr die Schuldverschreibung, die er von dem Doctor Trost zurückgenommen, wieder einsenden und das Geld in Empfang nehmen lassen.

Die tiefe Poesie, von der Max von Torner gesprochen, hatte jetzt Walther beherrscht, tief in sein Herz hineingegriffen. Auch für ihn waren die Schranken geweitet worden, in denen er gewohnt gewesen, die Verhältnisse der Menschen zu einander zu beurtheilen, so sehr geweitet, daß mit dem Schwinden des Rahmens auch die Schatten des Unrechts bis zur Unsichtbarkeit geschwunden waren. Nur lichte Farben sah er in jener Poesie, die zwei ihm wohlbekannte Seelen aneinander geschlossen, — in diese Farben war all' sein Herzblut hinübergeströmt, und das Herz in seiner Brust fühlte er so farblos, wie die Pflanze, die im Dunkeln lebt und treibt.

Zerrissen lag schon der Schuldschein, und sein Brief enthielt die Antwort, wie er, auf jede Rückzahlung für sich und seine Mutter verzichtend, das Dokument bereits vernichtet habe — und nur ein Gefühl dankbarer Anerkennung dem Grafen Walldorf und seiner Tochter aufbewahren wolle — die seiner mit Wohlwollen und Güte gedacht hatten.

Dieser Brief lag jetzt versiegelt auf dem Tische. — Walther stand auf und ging ins Nebenzimmer, lange schritt er auf und ab — dann trat er an das Fenster und öffnete dasselbe. — Hell funkelten die Sterne, ein dichter Nebel lagerte auf dem Hofplatz und der bergab sich senkenden Landschaft. Vor dem Stallgebäude schimmerte unstät das röthliche Licht einer Laterne; Pferdetritte, und einzelne Worte — träge und unmuthig gesprochen, wie unter dem Drucke einer noch nicht abgeschüttelten Schläfrigkeit, unterbrachen ab und zu die lautlose Stille; jetzt kam ein Wagen herangefahren und hielt vor der Hausthür. — Die Pferde schüttelten die Mähnen, als wollten sie den kalten Nebel von sich abwehren, der Kutscher verwies sie mürrisch zur Ruhe. — Es kamen laute Schritte, der Diener brachte Mäntel und Gewehre, die er in den Wagen legte — dann traten Torner und Neuenburg hinaus.

— „Die Nacht ist kalt, mein Theuerster!“ sagte Torner, indem er den Wagen bestieg. — „Ob wir den Auerhahn auch bekommen?“

— „Ich wollte, wir könnten den Schlingel von Hauslehrer mitnehmen — den würde ich nicht fehlen,“ — erwiederte Neuenburg. — Ein lautes Lachen schallte jetzt voll durch die Stille der Nacht und hallte nach und fort, als lache es auch im ernsten Nebelmeer

und im Gezweig, das zu den Fenstern hereinreichte. Der Wagen rollte dahin, in die dunkle Ferne. — Walther hatte das Schulzimmer verlassen — und stand mit entfärbtem Gesicht an dem Tisch, wo sein Brief versiegelt lag, — sein Auge war düster gerichtet auf die Fetzen des zerrissenen Schuldscheins. —

Wenn das Schicksal, mächtiger als sein Wille, ihn dazu treiben sollte, des Lebens nicht zu achten, wie würde er dann vor seine Mutter hintreten? — Er hatte auch für sie entschieden! —

Müde und düster ging Walther am nächsten Morgen an die Erfüllung seiner Pflichten; er wurde blaß, wenn die Hunde bellten, wenn das Rollen eines Wagens näher kam. Paul war zerstreut, verlegen und still, Walther änderte die Stunde, er ließ die mündliche Uebersetzung bei Seite, forderte eine schriftliche, und merkte nicht, wie langsam diese vorwärts schritt. — Endlich schlug die alte Stubenuhr zwölf, stets ersehnte Erlösungslaute für Paul. Der Knabe reckte müde die Glieder, aber er sprang nicht freudig auf, wie er es sonst zu thun pflegte, er hob und verschob die Bücher und Hefte, die auf dem Tische lagen, verlegen harrend, daß man ihn an das Frühstück mahne. — „Paul!“ sagte jetzt Walther. Paul wendete sich um. — „Ich bin heute ein schlechter

Lehrer gewesen, ich habe dir die Stunden noch schwerer gemacht — viel schwerer, nicht wahr, Paul?

— „Herr Ehrhard!" sagte Paul und rührte sich nicht von seinem Platze.

— „Ja, Paul! — der Lehrer war nicht, wie er sein sollte; er wird suchen, es gut zu machen. — Wir wollen nach dem Frühstück nicht mehr an die Arbeit, wir wollen ausreiten, was meinst du?"

— „Nein, Herr Ehrhard, das will ich nicht."

— „Du willst nicht?" Paul zögerte — „Ich habe eine schlechte Nacht gehabt, Paul, ich fühle mich müde, ein Ritt wird auch mir wohl thun, — geh frage, was deine Mutter dazu meint." — Paul war stumm geblieben, aber in seinem Auge glänzten Liebe, Sorge, Freude; und eine Bereitwilligkeit, die kein Hinderniß scheut. An Walther vorüber eilte er hinaus. — Als dieser einige Minuten später in das Schreibzimmer trat, begrüßte ihn die Baronin mit den Worten: „Endlich haben wir Frühling, Herr Ehrhard!" — Der Baron reichte ihm die Hand und fügte schmunzelnd hinzu: „Meine Frau meint, daß für Paul Reiten heute besser sei, als lernen."

Der Ritt war beschlossen, dem ersten Frühlingstag zu Ehren, und es war so schön draußen, daß Paul mit den Vögeln um die Wette hätte jubeln mögen, als er an den zerfallenden Gartenzäunen

und baufälligen Herbergen vorüber, in's Freie hinauskam.

Ein kalter Nord, der viele Tage hindurch beharrlich geweht, hatte den Boden rein gefegt; das letzte todte Laub, das er von Busch und Baum herabgeschüttelt, sammt jenem, das der Herbst zur Erde gebettet, hatte er bunt durcheinander gewirbelt; kommend und fliehend, gehoben in der Luft, herab über dem Boden streifend — waren die dürren Blätter bei Tag und bei Nacht im Drängen des sausenden Windes durcheinander geflüchtet, und hatten von Tod und Verwesung schauerlich geflüstert. Endlich hatte der Sturm ausgetobt und nach einer stillen feuchten Nacht, die Ruhe bringend die Flur gedeckt, war an diesem Morgen die Sonne glänzend und wärmend aus den Nebeln aufgestiegen, dem drängenden keimenden neuen Leben aus dem Schooße der Erde hervorhelfend. — Eigene Klänge und Stimmen begannen hinzuziehen in Wald und Busch, hoch aus den Lüften und aus den tiefen Geräumen der Gewässer. Es war jenes Wachrufen der Natur, bevor sie das ewige Lied der Auferstehung wieder anstimmt, damit es von Neuem durch die Welt klinge, und in jeder Menschenbrust das Sehnen wecke nach ewigem Leben, — nach ewiger Liebe. —

Eine Meile von Steinfels durchkreuzt ein breiter

Fahrweg die große Landstraße und führt in einen dichten Laubwald hinein. Am Eingange des Waldes liegt ein kleines Bauernhäuschen; verfallenes Zaunwerk umschließt die geringe Landparzelle, die dazu gehört; — dort waren jetzt ein paar dürftig besattelte Bauern-Klepper angebunden und vor der Hausthür hielt ein hübscher Halbwagen mit zwei wohlgenährten Pferden bespannt. Ein paar Weiber standen vor dem Hause, während andere auf dem schmalen Fußstege längs der Landstraße hingingen.

— „Es muß heute in dem Häuschen am Walde etwas Besonderes geben" — dachte Paul, als er mit Walther die Straße dahergeritten kam. Er setzte sein Pferd in rascheren Trab und ritt seinem Lehrer voraus auf das Häuschen zu. „Hans, was machst du hier?" — rief er dem Burschen zu, der auf dem Kutschbock saß.

— „Die Frau Pastorin ist drinnen" — erwiederte jener freundlich lächelnd und die Mütze ziehend.

— „Die alte Dorothea stirbt" — sagte ein Bauer, der am Wagen stand — „die hat ihr letztes Stück vom Webstuhl geschnitten." — Der Bauer entblößte sein Haupt und trat zur Seite, um der Pastorin Platz zu machen, die aus dem Hause trat.

— „Guten Tag, Frau Pastorin!" sagte Paul grüßend.

— „Wie kommen Sie hierher, allein, mein lieber Paul?“ fragte die Pastorin Mertens.

— „Herr Ehrhard ist auch mitgekommen — da naht er schon.“

Eben so überrascht wie erfreut über das unerwartete Zusammentreffen, begrüßte Gustchen Mertens den herangekommenen Hauslehrer mit unverkennbarer Herzlichkeit. — „Wir haben uns lange nicht gesehen“, sagte sie, indem sie über und über roth wurde. „Wie geht es Ihnen, Herr Ehrhard?“

— „Ich danke, Frau Pastorin! — Gut!“

— „Haben Sie keine Bestellung für Ihre liebe Mutter? Morgen fahre ich nach Dornfeld, ich habe Briefe geholt; heute treffen die Herrschaften ein und morgen findet die Beisetzung statt, — haben Sie keinen Auftrag mitzugeben?“

— „Ich danke, Frau Pastorin, ich hoffe selbst mit hinzukommen.“

— „Oh! da ist schön! Wie wird sich Ihre liebe Mutter freuen! sie soll frisch — und munter sein — Gott sei gelobt, — und die alte Lena, eine fleißige Wirthin, — macht sich nützlich überall. — Sie kommen also morgen?“

— „Ja, Frau Pastorin, ich werde da sein.“

Der ernste, wortkarge und schöne Reiter verwirrte die Pastorin sichtlich, und sie suchte verlegen

nach einem günstigen Augenbick, um in ihren Wagen zu gelangen, aber dem gutmüthigen und ungelenkigen Gustchen schien es noch unmöglich die Unterhaltung abzubrechen. — „Erzählen Sie Ihrer lieben Baronin," sagte sie wieder, „daß die alte Dorothea im Sterben liegt, und gewiß voll Dankes ist für die reichen Spenden, die immer aus Steinfels gekommen!"

Walther legte stumm die Hand an seine Mütze.

Die Pastorin kam ihrem Wagen näher, aber mit erglühendem Gesicht stand sie wieder und suchte noch nach einem Worte. „Ach lieber Ehrhard," sprach sie endlich — „es ist traurig zu sehen, wie unsere Bauern noch abergläubisch sind — aber wir wollen hoffen, es wird besser werden; mein Mann ist ein so eifriger Seelsorger — Gott wird die Arbeit segnen; es muß bald besser werden." — Die junge Pastorin nickte bei diesen Worten so zuversichtlich Walther zu, als wäre ihre Hoffnung schon Gewißheit geworden und stieg entschlossen und behende in ihren Wagen, der sich sofort in Bewegung setzte. Walther und Paul wendeten ihre Pferde nach Steinfels zurück — bald waren auch die beiden Bauernklepper von der verfallenen Verzäunung abgebunden und trugen ihre Reiter in anderer Richtung fort; ein Weib ging noch eilig den Steg hinab — und das

Häuschen am Saume des Waldes lag wieder einsam und verlassen in der sonnigen Landschaft — als wäre dort nichts mehr besonderes zu sehen und zu hören. —

Die Herrschaft in Steinfels saß am offenen Fenster, als Walther und Paul vor der Hausthüre abstiegen.

— „Ein närrischer Kerl! der Ehrhard," sagte Gronau und machte ein ganz krauses Gesicht. „Jetzt sieht er wieder frisch und munter aus."

Der düstere Zug in Walthers Zügen war auch wirklich gewichen, seine Wangen glühten, sein Auge glänzte. Morgen mußte er dort sein, wo sie war. — An der Gruft des Mannes, der treulos gewesen, dem Hochmuthsnarren gegenüber, der gedemüthigt werden sollte, würde sie — ihn — wiedersehen! Dieser Gedanke beherrschte ihn ganz.

Am Abend dieses Tages, als der Baron, seine Frau, Walther und Paul auf der Veranda saßen, scherzte Gronau über die vielen Armen, die seine Gattin unterstützte, und erzählte gleichzeitig von mehreren Fällen tödtlicher Vergiftung und plötzlichen Wahnsinns, die in der Gegend vorkommen, und die den Kräutern zugeschrieben würden, welche jene Frau, in dem Häuschen am Walde, in Anwendung zu bringen gelehrt hätte. — Die Baronin, die eine

große Vorliebe besaß, in die Tiefe der Erscheinungen zu dringen, meinte, daß ein eigenthümlicher tückischer Zug im Charakter des Landvolkes diese Art von Verbrechen erklärlich mache. Walther sprach mit ungewöhnlicher Lebendigkeit seine Ansicht dahin aus, daß unter den gegebenen Verhältnissen in der Provinz der Einfluß der Grundbesitzer ein wichtiges Moment für die Entwickelung des Landmannes begründe, und die Wirksamkeit der Schulen und der Prediger unterstützen sollte. Der Baron und seine Frau sahen den auffallend erregten Hauslehrer etwas verwundert an, und die Baronin sagte dann lächelnd, daß der Einfluß der Grundherren im großen Ganzen allerdings kein solcher, wie man ihn wünschen müßte, daß indessen ein längeres Leben im Lande die Ueberzeugung gewinnen lasse, wie noch in dem Charakter des Landvolkes große Abgründe vorhanden seien, die der Jahrhunderte bedürfen würden, um gefüllt zu werden. —

Bevor man sich trennte, sprach Walther die Bitte aus, auf drei Tage nach Dornfeld fahren zu dürfen, um seiner Mutter eine geschäftliche Mittheilung zu machen, die für sie von Wichtigkeit sei. — — „Fahren Sie, lieber Ehrhard," erwiederte Gronau mit freundlichem Händedruck. „Paul und Ihnen wird die kleine Erholung nicht schaden, und meine armen

Braunen bekommen dann wieder ein Mal gutes Kleeheu zu fressen, — in einem Postorte ist ja Alles immer voll auf, nicht so wie bei Unser Einem," fügte er, zur Baronin sich wendend, hinzu. Aber in den Augen der Gattin begegnete ihm ein ernster, fast unzufriedener Ausdruck; der Baron stutzte und sagte, sich entfernend: „Frau Frieda Verneck können Sie uns mitbringen; eine ungefährliche Reisegesellschaft, lieber Ehrhard."

— Eine Stunde später wurde Walther zu der Hausfrau beschieden; mit klopfendem Herzen trat er ein.

— „Ich möchte Sie warnen", begann die Baronin mit großem Ernst. — „Ihre Fahrt nach Dornfeld in diesem Augenblicke macht mich für Sie besorgt. Für den Fall, daß die Trauerfeierlichkeit gerade jetzt stattfinden sollte, gebe ich Ihnen den Rath, sich von derselben fern zu halten." —

— „Sie meinen, gnädige Frau, daß ich kein Recht habe, mich in den Kreis der Theilnahme einzudrängen," sagte Walther.

— „Sie sind ein Fremder," erwiederte die Baronin —„und ferner, Sie haben in jenem Kreise einen Feind gewonnen. Ihr Mißfallen an einem unserer Gäste hat sich neulich in Ihrem Wesen so deutlich ausgesprochen, daß Herr von Neuenburg sich beleidigt

fühlen durfte. Wirklich, Herr Ehrhard — ich wäre es an seiner Stelle auch gewesen! Von Vergessen kann nicht die Rede sein. — Wie unangenehm jene Persönlichkeit Sie auch berührt haben mag, Sie waren nicht berechtigt, es in dem Maaße sichtbar werden zu lassen." — Walther stand regunglos mit gesenkten Augen und festgeschlossenen Lippen.

— „Ich erinnere Sie an das Gewesene," begann sie wieder, „um Sie an mehr Vorsicht zu mahnen — die zumal hier bei uns zu Lande sehr nöthig ist. — Ein Wort, eine Bewegung, die an dem Selbstgefühl auch nur vorüberstreift, haben oft schon die schwersten, die traurigsten Folgen nach sich gezogen."

— „Den Stolz des Bürgers, der gewiß häufig auch feindselig ist, habe ich dem Edelmann niemals entgegen getragen," erwiederte jetzt Walther, die Augen wieder erhebend. — „Ich bin vielmehr mit schuldiger Ehrerbietung ihm stets begegnet; aber wenn Adelsstolz die Rechte Anderer in mir mißachtet, werde ich ihm furchtlos entgegentreten, und der Begriff des Erduldens wird mir fremd bleiben, wenn freche Selbstüberhebung mir gegenüber stehen sollte."

— „Ich denke, Herr Ehrhard," sagte die Baronin mit einem starken Farbenwechsel, „daß Sie hier jenem Adelsstolze, der die Rechte Anderer nicht achtet, ja

dieser frechen Selbstüberhebung, wie Sie sagten — doch wohl nicht begegnet sind."

— „Doch wohl, gnädige Frau! Ich habe es nicht für möglich gehalten," fuhr Walther mit bewegter Stimme fort — „daß Glieder des Adels, die ihrer Stellung so unwürdig sind, ihren Trotz so unangefochten behaupten können." —

— „Was unangefochten bleibt," fiel die Baronin ein, — „das sind die Grundpfeiler einer Stellung, die auszufüllen die Aufgabe des Einzelnen ist. Diese stürzen bei uns selten zusammen, obwohl es oft diesen Anschein hat, — ja selbst bei Herrn von Neuenburg, den ich sonst nicht in Schutz nehme, ließen sie sich dennoch wiederfinden."

— „Ich darf das Gegentheil nicht behaupten," sagte Walther mit Bitterkeit — „wohl aber sagen, daß ich Eindrücke empfangen habe, die mir jenes Urtheil abgezwungen. Ich bin es erst hier inne geworden, wie haltlos, wie wehrlos ein Mensch sich fühlen kann, — wie ihm nichts übrig bleibt, als mit der Waffe in der Hand das eig'ne Selbst vor rohem Übermuth zu schützen."

— „Sie haben," hob die Baronin mit großem Ernste an — „die Unterhaltung auf ein weites Gebiet hinübergeführt. Gleichviel — ich will Ihrem Gedankenzuge folgen, — ich will mehr als das; —

ich will unumwunden meine Ansicht sagen — denn Sie haben meine Achtung gewonnen — und Ihre Mutter — meine volle Theilnahme. Das Gebrechen unseres Adels," fuhr sie fort, „ist Unentwickelung, — ein knabenhaft bleibendes Wesen, welches mit der Macht, mit der Selbstständigkeit des Mannes sehr unangenehme Dissonanzen bildet. Was aber jeder im Andern achtet, und jeder mehr oder weniger schätzt und schätzen muß, das ist die Grundlage der Gesinnung." — „Ich möchte sagen" — begann die Baronin nach kurzer Pause wieder — „schon nach der ersten Fluth der Jugend tritt jedoch bei uns ein Stocken der Entwickelung ein: begünstigte Verhältnisse werfen ihre Netze aus — im Taumel der Jugendjahre scheitert in ihnen die allgemeine Fortbildung und es tritt verflachende Ebbe ein. Aber der Boden der Gesinnung bleibt noch gut und kann zur Geltung kommen, ungeachtet der beklagenswerthen Erscheinungen, die ein solches Zurückbleiben mit sich führt; — eine innere Harmonie wird oft unmöglich — aber es sind gerade die edelsten klangvollsten Saiten, welche zuweilen die schärfsten Mißtöne hervorrufen. — Sind Sie, Herr Ehrhard, bei einem Leben der Selbstüberwindung, bei einem Leben der geistigen Thätigkeit, sind Sie es da nicht inne geworden, wie diese das Gemüth durchfurchen,

wie sie auch die Strömungen der Empfindungen und die sich fortbildenden Gedankenketten auf unzähligen Wegen hinleiten, so daß jene wenn auch anschwellend, diese aus dem Geleise kommend — doch nicht verheerend wirken, sondern gerade Wachsthum fördern. — Aber man scheut das Auffluthen, wenn im Gemüth der Boden roh geblieben ist, man scheut eine regelrechte Verkettung der Gedanken, wenn man in der Enge Wurzel geschlagen hat, — und dann sind Spott und Scherz, der Witz mit seinem Schaum nur hingeworfenes Material zum Dämmen, — das Durchhauen der Gedankenzüge nur ein Mittel, ihnen zu entfliehen." — Nach abermaligem Innehalten fuhr die Baronin fort: „Wie Sie, Herr Ehrhard, einem Kinde aus dem Wege gehen würden, das mit einer gefährlichen Waffe gedankenlos spielt, so bitte ich Sie — ja ich bitte Sie darum, — meiden Sie einen Menschen, der für die Tragweite seiner Handlungen doch nur Bruchstücke von Beurtheilung besitzt."

— „Gnädige Frau!" erwiederte Walther mit weicher, — fast unsicherer Stimme. „Ich erkenne dankbar die Güte, die Sie zu mir so sprechen heißt; — ich bin gewiß nicht unzugänglich für die Wahrheit, die in Ihren Worten liegt, — ich bitte Sie zu glauben, daß ich dem Schicksal danken will, wenn dieses mir ein Wiedersehen mit Herrn von Neuen-

burg ersparen wollte; ich werde ihn nicht suchen, obwohl er mir dazu ein Recht gegeben hat, — aber ich kann auch nicht einen Schritt thun, um ihm aus dem Wege zu gehen."

— „Sie haben eine blinde Mutter," sagte die Baronin. „Sie sind das Licht in ihrem Leben; — als Sie mein Haus betraten, versprach ich, Sie — wie meinen Sohn zu hüten."

Walther sah Thränen in den Augen der Baronin glänzen — „Ich verspreche es Ihnen," sagte er leise — „Sie haben mein Wort." —

Die Baronin reichte ihm schweigend die Hand: er küßte diese und ging. —

— — — — — — — — —

Einunddreißigstes Kapitel.

Mutter und Tochter.

Auf dem breiten Wege, der den See entlang nach dem Schlosse Dornfeld führt, folgt Wagen auf Wagen, in rascher Fahrt Staub aufwirbelnd. — Gruppen von Fußgängern ziehen in gleicher Richtung dahin. Die Beisetzung von Erwin Horstmar hat statt gefunden, die Angehörigen, nahe und fern stehende Bekannte und viele Landleute, durch Anhänglichkeit und Neugier herbeigezogen, haben die Trauerstätte schon verlassen, — aber die Pforte des Gitters steht noch offen, und vor derselben geht Herr von Neuenburg auf und nieder. Ab und zu bleibt er stehen, blickt durch die Gesträuchgruppe in den Friedhof hinein und beginnt dann wieder seine Wanderung. Jetzt

war er abermals stehen geblieben, in seinem Gesicht wie in seiner Haltung sprach sich deutlich eine gewisse Aufregung aus, aber er stand da, mit gesenktem Kopf — und strich seinen Schnurrbart nach unterwärts — untrügliches Zeichen, daß er gedankenvoll war. — Die Mittagstafel im Schloß begann ihre Anziehung auf ihn auszuüben, und seine sich steigernde Ungeduld ihm unbehaglich zu werden.

Ein leichter Wagen kam jetzt, von der seitlichen Anhöhe her, — auf den Friedhof zugefahren. Neuenburg schaute hin — sein Blick drückte zunächst Aufmerksamkeit, — sodann Verwunderung, endlich eine Aufregung aus, die andeutete, wie sein ganzes Selbstbewußtsein plötzlich wachgerufen sei.

Jetzt nahm er förmlich Stellung am Gitter; sein schwammiges Gesicht sog sich voll von Hochmuth und die Spitzen seines Schnurrbartes wieder in die Höhe drehend erwartete er den herankommenden Wagen; dieser hielt still. — Walther warf hinausspringend den Mantel auf den Sitz zurück, befahl dem Kutscher weiter zu fahren, und schritt dann der Gitterpforte zu.

Neuenburg vertrat ihm jetzt den Weg. — „Wohin? Was wollen Sie hier?“ — sagte er mit gedämpfter, aber vor Erregung bebender Stimme. — „Die Beisetzung hat stattgefunden; drinnen sind

Damen zurückgeblieben, die nicht gestört zu werden wünschen und die ich hier erwarte."

Walther stand einen Augenblick stumm -- das Blut war ihm bis an die Schläfen geströmt; die Adern gespannt, das Auge aufflammend, zuckte es um seine festgeschlossenen Lippen, wie böser Geister losbrechende Gewalt. — „Ich bin nicht gekommen" — sagte er dann langsam und hart — „um Zuschauer zu sein; was ich hier suche, geht Niemanden an." Mit diesen Worten war er dicht an Neuenburg vorüber gegangen und hatte den geweihten Boden betreten. Sprachlos vor Wuth schaute Neuenburg dem sich Entfernenden nach. —

Walther eilte zwischen den Monumenten, Gebüschen und Baumgruppen des Friedhofs, der als eine weite Gartenanlage sich darstellte, dahin. Seine Gedanken waren durch die unerwartete Begegnung verwirrt, das Bewußtsein der Absicht, die dem gegebenen Versprechen nicht widersprach, und ihn dennoch hierher geführt hatte, war ihm entrückt. Sein Blut klopfte heftig in seinen Adern, sein Herz schlug hart in seiner Brust, als er plötzlich in nächster Nähe eine wohlbekannte Stimme sprechen hörte. An den Boden wie gefesselt, wendete er das Auge und sah sich Tante Frieda gegenüber. — Sie saß auf

einer Ruhebank — vor ihr stand Martha in tiefer Trauerkleidung.

— „Was hilft der Gedanke eines ewigen Lebens?" stöhnte die alte Frau, und blickte finster um sich. „Er giebt doch keinen Trost! — Ein Baum wird abgehauen, — man sieht – wo er gestanden. — Ist ein Mensch todt — so bleibt nichts von ihm."

— „Das Sterbliche ist hin — Tante Frieda," — sagte Martha. „Aber seine Seele wird nicht zu Staub. Könnten Sie Ihren Fritz in dieses Leben zurückrufen — Sie thäten es nicht, so wie wir auch den Mann, den wir heute hier zur Ruhe gebettet, nicht in's Dasein erwecken würden — wenn uns die Macht dazu gegeben wäre."

— „Er war glücklich."

— „Nein, Tante Frieda, er war es nicht, er war es vielleicht weniger als Fritz."

— „Was hat ihm gefehlt?" sagte kopfschüttelnd die alte Frau. „Er hatte, was er wollte — er that, was ihm beliebte — und mein Kind, mein armes Kind, mußte immer das thun — was es nicht wollte."

— „Reichthum macht nicht glücklich! es scheint nur so, Tante Frieda. — Armuth, Arbeit sind drückend — aber sie schützen vor Leiden, die noch bitterer sind."

Die alte Frau schien auf diese Worte nicht zu hören, sie neigte klagend das graue unbedeckte Haupt.

— „Ihr Schmerz wird ruhiger werden“ — fuhr Martha fort. „Sie werden Gott suchen — Sie werden Gott finden und dann Trost und Hoffnung haben.“

Tante Frieda erhob das Antlitz — sie sah Martha scharf an, erfaßte ihr Kleid und sagte hart. — „Wenn Sie Glauben haben, warum trauern Sie? warum ist Ihr junges Gesicht — so anders geworden seit Baron Erwin todt ist?“

— „Wenn der Tod trennt, ist's immer schmerzlich und Erinnerung an die Leiden der Dahingegangenen thut weh — auch dann, wenn wir glauben, daß unsere Lieben im Hafen — und daß es gut für sie, daß sie uns genommen wurden.“

— „Wer glaubt es jetzt? Niemand mehr!“ sagte die alte Frau und schüttelte traurig den Kopf. „Man spricht nur so — Sie selbst glauben es nicht!“

— „Nein, nein! Tante Frieda! Was ich Ihnen sage — glaube ich bestimmt, mit fester Zuversicht; so fest, daß mich oft eine tiefe — eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßt — auch schon bei den Todten — zu ruhen.“ — Die alte Frau bemerkte, wie die Stimme Martha versagte — sie sah Thränen aus ihren Augen hervorbrechen.

— „Oh liebes Fräulein!“ rief sie aus: „Armes Fräulein! Sprechen Sie noch, ich bitte Sie — weinen Sie wieder um ihn — vielleicht werde auch ich weinen können; meine Augen sind trocken, immer trocken, ich kann nicht mehr weinen, und in der Brust fühle ich eine große Angst, so daß mir die Luft ausgeht und ich laut schreien möchte, daß er todt ist, und — daß ich immer so gethan — wie es Adolf sagte — und niemals, wie der Fritz es wollte.“

— „Sie werden wieder weinen können“ — sagte Martha mühsam und legte ihre Hand auf die Schulter der trostlosen Mutter. „Wie Sie auch gehandelt haben — es ist aus Liebe für Ihr Kind geschehen! — Liebe deckt schwere Sünden — wie viel mehr — die kleinen Fehlgriffe, die wir unwissentlich begehen.“

Tante Frieda bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und begann wieder ihren Kopf wimmernd zu bewegen.

„Die Menschen, die Sie umgeben haben, hielten den wahren Trost von Ihnen fern“ — fuhr Martha fort. „Bei der Baronin Gronau wird es anders sein — da wird Friede in Ihre Seele kommen; — fahren Sie hin! Herr von Torner versprach mir, Sie hinzubringen; nehmen Sie mir ab, was Baron Horstmar Ihrem Sohne vermacht.“

— „Nein, nein!“ rief die alte Frau. „Das Geld — nehme ich nicht.“

— „Geben Sie es den Armen, Tante Frieda — den Leidenden; helfen Sie — wo Noth und Arbeit das Leben schwer machen — dann werden Sie Freudenthränen weinen, dann werden Sie fühlen, daß ein Gott im Himmel wohnt, daß die Liebe — in unserem Herzen — uns für ein Wiedersehen bürgt.“ Martha stockte plötzlich — wendete sich um — und trat zusammenschreckend zurück.

— „Ein zufälliges Wiedersehen! Fräulein von Halleck,“ sagte Walther, sich verneigend und langsam — „an trüber Stätte — ein unwillkommenes vielleicht — und vielleicht — auch ein letztes.“ Er trat jetzt an Tante Frieda heran — und mit unsicherer, stockender Stimme theilte er dieser mit, daß er vom Baron Gronau beauftragt worden sei, sie nach Steinfels zu geleiten, sie hier erblickend ihr Solches habe sagen wollen, — und daß er bis zum Abend des nächsten Tages sie erwarten würde.

Nach Athem ringend und wie eine Erwiederung erwartend, stand Walther jetzt da. —

Tante Frieda sah betroffen und stumm auf ihn hin. —

— „Walther — warum sprechen Sie so zu mir?“ sagte Martha und auch ihre Stimme zitterte, aber

sie klang so eigenthümlich weich, daß es ihm unwiderstehlich zu Herzen drang. Mit seinem Namen, wie sie ihn genannt, stürmte eine ferne Vergangenheit auf ihn ein; in ihm — und um ihn her erklang jeder Wohllaut wieder und jeder Herzton, der ein mal sein eigen gewesen. — Er sah sie an verwirrt und schweigend. — Aus dem entfärbten Antlitz blickte ihr Auge so ernst, so gramvoll in die seinigen, als sie dann weiter sprach: „Der Sinn Ihrer Worte ist mir unverständlich, — aber sie thun mir wehe."

— „Verständniß jetzt — hier — hineinzubringen, vermag ich nicht" — erwiederte Walther. „Doch mich dünkt, Fräulein von Halleck, es dürfte nicht schwer fallen, dieses unverständliche Wort zu vergessen. Weisen Sie es immerhin zu manchen andern inhaltstiefen, die einst gesprochen wurden und vergessen bleiben."

— „Sind Sie so sicher, Ehrhard, daß Sie ein Recht haben, mich anzuklagen?" sagte Martha.

— „Die Lebenden — die könnten dieses Recht mir streitig machen — das weiß ich — aber — die Todten."

— „Die Todten — Ehrhard? — Oh die klagen mich gewiß nicht an." — Jetzt blitzte es auf in seinem Auge — und dann wurde es so dunkel darin,

daß sie angsterfüllt ihm in das Antlitz blickte. — „Der Tod," sagte er dumpf — „der Tod macht das Blut kalt, macht das Herz still — und dennoch — nach langem heißem Kampf — ein schöner Augenblick!" —

Er sagte es und ging. — „Ehrhard!" rief Martha aus — „Ehrhard, ich bitte Sie" — Er hörte sie nicht — er blickte nicht zurück — Er sah nicht, wie sie ihm gefolgt war — und jetzt plötzlich wieder stillstand. — Er erreichte die Pforte des Gitters. Neuenburg stand nicht mehr da. Von der Straße ab, zwischen den grünenden Feldern bog Walther ein auf den ihm wohlbekannten Pfad, der zu dem Pastorate führte.

Vor ihm lag die Welt in ihrem Frühlingszauber und ob es auch, wie Sturmgewalt in seiner Brust jetzt hauste — schonungsloser, als jene, die Bäume bricht und entlaubt — und ob auch frostiges Dunkel, wie kalte Herbstnacht über seiner Liebe lagerte — diese Liebe schwellte dennoch jetzt von Neuem sein Herz — wie Frühlingskraft die Knospen; sie weckte Leben in ihm, erschloß Quellen, die versiegt gewesen, wie es die Macht des Frühlings thut. —

Im Schlosse war die Tafel aufgehoben; — in seinen weiten Räumen, und im Park hatten sich die

Gäste zerstreut — die greise Tante Helene und Frau von Halleck, die gemeinsam die Pflichten der fehlenden Hausfrau über sich genommen hatten, saßen jetzt allein einander gegenüber. Tante Helene sah mit müden, verweinten Augen traurig in's Freie. Frau von Halleck versenkte ihren Blick in die Landschaft mit jenem Ausdrucke von Schwermuth — die wenn der Verstand es gebietet, die Welt mit Trauerfarben überzieht, — wie das Kind den Bilderbogen anmalt, wenn Laune es dazu getrieben hat.

— „Gott segne Ihre liebe Tochter" — sagte jetzt Tante Helene. „Sie ist ein Schatz für Edith gewesen, ein tröstender Engel an der Seite der unglücklichen Frau; — ja — Gott segne sie und lohne es ihr! „Die alte Dame reichte bei diesen Worten Frau von Halleck die Hand und diese erwiederte mit intensivem Händedruck, mit einem Schmelz im Auge, der die Thräne ersetzte — „Martha dankt es dem Schicksal, Frau von Torner, daß es ihr vergönnt war, der Schwergeprüften ihre Liebe und ihre Verehrung zu beweisen."

— „Auch Ihnen, liebe Frau von Halleck," hob Tante Helene nach kurzer Pause wieder an — „sind wir viel Dank schuldig, daß Sie Ihr liebes Kind so lange Edith gelassen. — Wir dürfen gewiß nicht klagen, daß Sie die Tochter nicht länger entbehren

wollen — aber mir thut es um Edith unaussprechlich leid! — Nach allem Traurigen steht ihr noch Schweres bevor, — der Abschied von diesem Hause, — und dann die Trennung von der treuen Freundin, die sie so lieb gewonnen."

— „Auch Martha wird die Trennung schwer fallen" — entgegnete Frau von Halleck und senkte die sprechenden Augen, wie unter der Gewalt dieser Ueberzeugung. „Ihr Gemüth macht an das Leben keinerlei Ansprüche mehr für das eigene Selbst — und sie hat gewiß eine große Befriedigung darin gefunden, sich ganz der trauernden Wittwe zu weihen."

„Gott segne sie — Gott lohne es ihr!" wiederholte Tante Helene und blickte mit wehmüthigem Ausdruck in die Ferne und zum Himmel empor.

Beide Frauen schwiegen. —

— „Na — hier ist es ja sehr still!" sagte Onkel Karl, in das Zimmer tretend. Tante Helene sah den Bruder an: „Du bist wohl müde, Karl" — sprach sie sanft.

— „Müde? gar nicht, Schwester, ein paar Nächte im Wagen, und ein paar bunte Tage vertrage ich noch ganz gut! Bin noch ein ganz kräftiger Kerl!" Der alte Herr nahm eine sehr stramme Haltung an, und wendete sich zu Frau von Halleck. „Ich sage Ihnen, meine Gnädige," fuhr er fort — „Wer sich in meine

Nichte nicht verliebt, der hat kein Herz! Auf Ehre für solch' eine Frau — würde auch ich über alle confessionellen Unterschiede hinwegsehen". „Sie sind nicht intolerant, lieber Baron," meinte Frau von Halleck mit einem feinen Lächeln. — „Ihr seliger Neffe war es auch nicht und" — —

— „Er war durch und durch ein prächtiger Mensch!" unterbrach sie Onkel Karl — „Schade um ihn. Das heiße Horstmar'sche Blut hat ihn vor der Zeit ins Grab gebracht . . . Es war ein schönes Paar — wahrhaftig, ein Adler und eine Taube! Auch der Junge ist nicht aus der Art geschlagen, — nein, gar nicht! — ganz das Auge des Vaters."

— „Auch sonst — die edle Gesichtsbildung," meinte Frau von Halleck — „Nur das blonde Haar der Walldorfs." — — „Bitte um Entschuldigung, meine Gnädige, blondes Haar ist bei den Horstmar's ganz zu Hause. Sehen Sie — mein altes Schwesterchen hier an — jetzt eisgrau — aber ich sage Ihnen — Auf Ehre! wie sie jung war, reines Gold auf dem Kopfe!" — Ja, liebe Helene," fuhr Onkel Karl fort und sah lächelnd auf die stille ernste Schwester — „Du bist ein Mal sehr schön gewesen, ganz wie der selige Paul! das war ein schöner Mann! meine Gnädige, und ich sage Ihnen — ein wilder Mensch — aber gut dabei."—

Frau von Halleck hatte die Farbe gewechselt, als sei von ihrer Schönheit die Rede gewesen. —

„Es ist bunt und laut hier hergegangen“ — hob Onkel Karl von Neuem an — „zu alten Zeiten, ich habe auch das Meinige dazu gethan — aber man wird doch etwas alt, wenn es über die Siebzig hinausgeht. — Eben war es mir doch zu viel schon geworden ... Dein Sohn Max, liebe Helene, führt jetzt dort das große Wort, und wahrhaftig! man muß eine colossale Lunge haben, um ihn zu überschreien; ich sage dir, liebe Schwester, wäre ein Horstmar im Mannesalter da — es würde schon Händel abgeben — und da könnte wieder einer vor der Zeit vor den lieben Herrgott kommen.“

— „So arg wird es wohl nicht gewesen sein, mein lieber Karl,“ sagte Tante Helene gelassen.

— „Nicht? — Ich sage dir — ich ließ sie noch im Streit — mir sauste schon der Kopf — obwohl ich viel Lärm vertrage. Und nun rathen Sie, meine Gnädige,“ fuhr Onkel Karl fort, zu Frau von Halleck sich wendend — „worüber sie streiten? meine alte Schwester versteht sich nicht darauf — trifft nie in's Ziel! das weiß ich schon — aus alten Zeiten. — Nun was meinen Sie?“

— „Ich glaube, es würde mir auch schwer fallen,

das Richtige zu treffen" — sagte Frau von Halleck mit dem anmuthigsten Lächeln ihres kleinen Mundes.

— „Ueber einen impertinenten Hauslehrer, meine Gnädige!" rief Onkel Karl aus. „Auf Ehre, zu meiner Zeit, wahrhaftig, — wurden nicht so viel Worte gemacht. Da war nur eine Ansicht — eine Grobheit läßt man sich nicht gefallen — und damit ist's aus; aber jetzt machen sie ein Wesen ... Auf Ehre — zum Schwindligwerden; der Eine sagt dieses, der Andere das, sie kommen nicht zum Strich — und das Wild ist unterdessen entwischt."

— „Ach, lieber Bruder," sagte Tante Helene — „du machst schon wieder aus der Fliege einen Elephanten." — Onkel Karl wendete sich mit einer gewissen Ritterlichkeit zu Frau von Halleck und hob wieder an. „Es war aus Rücksicht für Ihr Fräulein Tochter, meine Gnädige. Das Fräulein hat das frische Grab mit Blumen — oder so etwas war es — schmücken wollen — und Neuenburg, ein echter Cavalier, hat den Hauslehrer in den Friedhof nicht hineinlassen wollen. Der junge Mann hat ihn darauf angebrummt und sich nicht abweisen lassen."

— „Es war auch sehr überflüssig, daß Neuenburg ihm den Eintritt verweigerte," sagte Tante Helene — „Wahrscheinlich ein verspäteter Zuschauer, der sich Erwins Ruhestätte hat ansehen wollen."

— „Da haben wir es — nun so spricht auch dein Sohn.“

— „Max hat ganz Recht.“

— „Nein, er hat nicht Recht. Einmal nein gesagt — muß es auch dabei bleiben.“

— „Es hängt viel davon ab, wie man eine Sache sagt“ — versetzte Tante Helène. „Neuenburg mag es vielleicht an Höflichkeit haben fehlen lassen und jenen dadurch gereizt haben.“

— „Ja sehen Sie, meine Gnädige,“ fuhr Onkel Karl fort und schüttelte den Kopf. „Man liebt sich — und streitet ewig mit einander: meine liebe alte Schwester und ich sind immer verschiedener Ansicht — Nordpol und Südpol — Auf Ehre — und der Sohn hat viel von der Mutter — hat mich alten Onkel heute ganz stumm gemacht und dem Neuenburg Sottisen gesagt.“

— „Wird gewiß nicht so schlimm gewesen sein“ — sagte Tante Helene.

— „Wieder nicht? — ich sage dir, liebe Schwester, er war ganz erregt. Es ist ihm schon nicht recht gewesen, daß Neuenburg beim Kirchhof blieb.“

— „Aber Karl, welch' ein Unsinn!“

— „Lasse mich nur ausreden, Schwester, — einem schönen Mädchen, wie Fräulein von Halleck — sehen auch Ehemänner zu viel in die Augen.“

— „Max hat gegen das Zurückbleiben von Neuenburg protestirt,“ unterbrach ihn Tante Helene — „weil er vorausgesetzt hat, daß Fräulein von Halleck keine Begleitung wünschte.“

— „Martha wäre es auch gewiß lieber gewesen, ganz allein zurück zu kommen,“ mischte sich jetzt Frau von Halleck in das Gespräch. „Aber ich bin wirklich ganz alterirt, zu hören, daß meine Tochter Veranlassung des unangenehmen Vorfalls gewesen.“

— „Sie können ohne Sorge sein, liebe Frau von Halleck“ — bemerkte Tante Helene. „Mein lieber Bruder trägt immer stark auf, wenn er etwas erzählt.“

— „Und du ironisirst mich dabei — ganz wie zu alten Zeiten,“ sagte Onkel Karl und legte lachend seine Hand auf die Schulter der Schwester.

— „Es war die Mutter des jungen Verneck, dem Ihr seliger Neffe stets Wohlthaten erwies,“ hob jetzt Frau von Halleck an, „welche meine Tochter nach der Trauerfeierlichkeit bemerkt hatte und sie zurück zu bleiben veranlaßte. Martha wird trostlos sein, daß ihre gute Absicht, dieser Frau einen Liebesdienst zu erweisen, solche Folgen gehabt.“

— „Um's Himmels Willen, meine Gnädige — erzählen Sie es nicht dem Fräulein wieder,“ rief Onkel Karl aus.

— „Nein, nein, Frau von Halleck, thun Sie es nicht," sagte Tante Helene. „Es ist wahrhaftig nicht ein Tag, um über solche Dinge Worte zu verlieren."

— „Aber auf Ehre! da kommt schon der Graf zurück" — bemerkte jetzt Onkel Karl — und so rührig, als sein hohes Alter es erlaubte, ging er dem Kommenden entgegen.

Graf Walldorf, begleitet von einigen Herren der Gesellschaft, war von einem Gange durch den Park in's Schloß zurückgekehrt — und jetzt war es wieder nur Ein Bestreben, das Alle zu beseelen schien — der Gedanke, dem hochgestellten Manne, der doch nur als ein Gast in der Provinz und selbst in Dornfeld betrachtet werden konnte, keine Rücksicht schuldig zu bleiben, um ihm jede Aufmerksamkeit zu beweisen, welche Courtoisie und ritterlicher Sinn jetzt zum Gebote machten. Nebenbei verfehlte aber diese Gelegenheit auch nicht, einen Theil der Gesellschaft in den Zustand einer anderen inneren Erregung zu versetzen, die in den meisten Köpfen chaotische Verwirrung hervorrief.

Aus allem Stoff, den politische Leichtgläubigkeit anzusammeln beflissen gewesen, tauchten bunt durcheinander auf: Minister-Cabinette mit ihren geheimnißvollen Lauten und verdeckten Bestrebungen, inhalts-

schwere Worte, lichtbringendes Lächeln des Herrschers -- dann düstere Gerüchte über dämonische Parteien, die jedem Tropfen deutschen Blutes den Untergang geschworen . . . . Dabei wirbelte aufflackerndes Selbstbewußtsein den grauen Staub des Mißtrauens auf, und Eitelkeit und Eigendünkel wogen geschäftig die Worte und Blicke des Mannes, der weit entfernt seine Ueberlegenheit zur Geltung bringen zu wollen, nur die tiefe Trauer, die sein Herz erfüllte, zu überdecken bemüht war — mit jener Ruhe, die das eigenste Innere verschließt, ohne die Außenwelt mit ihren Anforderungen von sich zu weisen. —

Mit fieberhafter Ungeduld, mit einem Feuerbrand im Herzen wartete Frau von Halleck auf das Neigen des Tages. — Endlich hatte sich der Graf zurückgezogen und das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Bis auf die wenigen der Gäste, die Walldorf am nächsten Morgen das Geleit geben wollten, verließen Alle Schloß Dornfeld und durch die lichte Mainacht flogen nach allen Richtungen hin stattliche Equipagen — wie große Schatten auf den hell sich zeichnenden Straßen.

Es war stille geworden im Schlosse; in ihrem Zimmer auf und nieder schreitend harrte Frau von Halleck der Tochter. Endlich trat Martha herein.

Der Feuerbrand im Herzen sprühte jetzt Funken. — Ueber die festgefügten Züge, die starr wie Eis der Eingetretenen zugewendet waren, leuchtete unheimlich die Gluth des Blickes.

— „Nun — du bist zufrieden!“ — sagte die Mutter.

— „Zufrieden? Nein, Mama, aber entschlossen!“

— „Entschlossen?“ wiederholte Frau von Halleck, während ihr kleiner Mund zu lächeln versuchte. „Wirklich? Entschlossen? lasse mich hören — wozu?“

— „Mama!“ sagte Martha. „Sprich nicht so mit mir — ich bitte dich — Groll und Bitterkeit — sie trüben nur und da“ — —

— „Und da — nun, was weiter, Martha?“

— „Da meine ich: wo es sich um Kraft der Entschlüsse und um Verständigung handelt — muß Klarheit walten.“

— „Du bist sehr ruhig — und besonnen, Martha — staunenswerth ruhig!“ Mit diesen Worten setzte sich die Mutter. „Fahre nur fort — ich bin ganz Ohr.“

— „Mama! Ich habe Walther gesehen! Ich habe ihn gesprochen, ich weiß jetzt, wie er fühlt und wie er denkt. Ich bin es ihm schuldig, daß ich ihm die ganze Wahrheit sage — ich habe an ihn geschrieben.“ — Jetzt schmolz plötzlich das Eis auf

dem Antlitz der Mutter, der Ausdruck des Schreckens verzerrte die Züge — und löschte selbst die Gluth im Auge. Starr und dunkel blickte dieses auf die zitternde Martha ... „Wo ist der Brief?“ sprach Frau von Halleck mit hohler Stimme.

— „Er ist bei mir — aber er muß, er soll ihn haben.“ Ein tiefer Athemzug dehnte die Brust der Mutter aus, wie abgeschüttelt rieselte der Strom des Schreckens vom Herzen ab, zitterte in den Gliedern wie leerer Nachhall einer geschwundenen Gefahr.

„Und wann hast du den inhaltsschweren Brief geschrieben?“

— „Jetzt — darum kam ich so spät.“

— „Und Edith weiß, an wen — und auch — was du geschrieben?“

— „Mama, welch eine Frage?“ —

— „Warum, Martha?“ erwiederte Frau von Halleck und stützte gedankenvoll das Haupt in ihre Hand. — „Wenn volle Aufrichtigkeit zu einem so gewaltigen Gebote wird, kann sie ja jede Schranke brechen; warum dann auch nicht Edith sagen, was zu verschweigen du so lange für Recht — für Pflicht gehalten hast?“

— „Die Lippen, die Edith Wahrheit schuldig waren, sind durch den Tod geschlossen worden,“ sagte Martha.

— „Ja — du hast Recht — das Mein — und Dein macht sich doch geltend überall. — Wir schleichen oft lautlos, behutsam an der Wahrheit vorüber, um nicht den dünnen Schleier einzureißen, der sie deckt, wenn sie in den Fäden eines Lebens verstrickt ist, das nicht unser Leben ist, — wenn sie auf einem Boden fußt, der nicht unser Eigenthum. — Ich bitte dich — Martha — setze dich, sieh mich nicht so betroffen an — du wirst mich gleich verstehen."

Ein Frösteln schüttelte Martha — als ob alle warmen Lichtfäden des Herzens erstarrten, unter dem Einfluß einer Nacht, der sie noch nicht begegnet war, und die lähmend hineingriff — in die Bewegung, welche gewonnene Entschlüsse zur That werden lassen sollte. — „Ja, Schweigen ist oft besser als die Wahrheit sagen" — hob Frau von Halleck wieder an. „Viel besser! denn zum Schweigen treibt uns Selbstvergessen — Liebe für Andere. — Zum Ausdruck der Wahrheit nur zu oft das eigene Selbst."

— „Eben so gut kann es auch die Stimme des Gewissens und die Liebe für Andere sein" — entgegnete Martha.

— „Das bestreite ich nicht, doch das Gewissen, Martha, kennt keine Stimmungen; was es heute verbietet, verbietet es auch morgen, der Stoff — und seine Gestaltungen, die das Gewissen abwägt,

ändern sich — doch diese Stimme der Vereinbarung alles Guten im Menschen spricht immer gleich. — Ich frage dich jetzt — was hat sich in den Verhältnissen deines Lebens plötzlich verändert, daß du Walther Ehrhard einen vollen Becher Wahrheit zu reichen dich verpflichtet fühlst? — Du hast ihn gesehen — du hast ihn gesprochen — das war ein Eindruck — gewaltig, erschütternd — wenn du willst, das will ich dir glauben. Ein Wiedersehen nach so vielen Jahren, in so veränderten Verhältnissen; — du damals vom Leben unberührt, wie die Blume an dem Morgen, wo sie sich erschließt. — Er — als Sohn des Hauses — verwöhnt, gehütet — durch die Liebe deines gütigen Vaters."

Frau von Halleck hielt inne, sie sah Thränen durch die geschlossenen Hände, die das Antlitz deckten, fließen — sie sah, wie sie fielen -- groß und voll. — Es war Herzblut! und das Herz mußte matter werden!

Nach kurzer Pause begann sie von Neuem: „Jetzt, du mit einem Herzen, das viel erfahren, mit Trauerstoff sich überfüllt — Er — zurückgetreten in die Sphäre, der er angehört -- ein abhängiger Hauslehrer!" — Martha regte sich nicht — ihre Thränen flossen, als könnten sie nimmermehr still halten. „Martha," fuhr Frau von Halleck fort, mit weicher fast stockender Stimme:

„Als mich die Nachricht erreichte, du seist nach Königsberg geeilt, um den Verwundeten zu pflegen, brach ich zusammen. Dein Ruf war dahin! denn wo sind die arglosen, — wo die muthigen Seelen, die solche Aufopferung für die verlassene unglückliche Frau — zu verstehen, zu glauben fähig sind? Das Verlangen des Sterbenden nach seiner Gattin verwischte nicht den bösen Schein — Leidenschaft weicht vor dem Ernst des Todes, man sehnt sich nach Vergebung! Weißt du — wie mir damals zu Muthe war? Weißt du, was es heißt — die Tochter — das einzige letzte Gut, das mir das Leben gelassen, in Aller Augen gefallen zu sehen, besprochen, bespöttelt, verachtet zu wissen! Als wir an der Grenze zusammentrafen — ein trauriges Wiedersehen! da war mein Entschluß in wenigen Minuten gefaßt. Dein Bleiben im Hause des Grafen Walldorf konnte ein Beweis werden für die Lauterkeit deiner Empfindung. — Ich willigte selbstvergessen in deine, und des Grafen Wünsche! Ich blieb allein, allein mit meinem kummervollen Herzen. — Doch eine Bedingung machte ich — die war, daß du keinerlei Beziehungen mit Walther Ehrhard anknüpfen solltest, auch wenn du von ihm hören oder er es versuchen sollte, dir näher zu treten. — Damals, Martha, nanntest du diese Vorsorge eine unwürdige! du gabst dein Wort —

du hast es gehalten. Ich klage nicht über dich, aber ich frage dich — wenn du jetzt ein Bekenntniß schuldig bist, wenn du jetzt sagen mußt: „Ich liebe Sie noch immer — ich gehorche meiner Mutter Willen — es ist meiner Mutter Schuld, daß ich scheinbar dem Gestorbenen nahe gestanden habe!“ — Warum war es nicht früher deine Pflicht? Hat Walther Ehrhard so inhaltsschwere Worte zu dir sprechen können, daß du plötzlich irre geworden — so anders fühlst — und denkst? — Oder sollte es möglich sein, daß nur sein Angesicht, der Laut seiner Stimme an einem Tage, wie der heutige, jenes Gefühl in dir entzündet, das Zurechnung raubt — wild und ungestüm das Herz aus seinen Fugen treibt?“

— „Mein Herz war voll Trauer — und ist es noch,“ sagte Martha. „Kein Gedanke an eig'nes Glück hat diese Trauer entheiligt.“ — Ihre Hände waren in ihren Schooß zurückgesunken, sie sah mit einem langen Blick der Mutter in's Gesicht. — „Wenn du jetzt sprechen würdest,“ fuhr sie fort — „Mein Sinn ist anders geworden — reiche Walther die Hand — ich segne euch — ich möchte ihn jetzt dennoch nicht sehen wollen! In meinem Herzen ist's zu todt, zu still geworden, um lieben, um fühlen zu können — wie die Frau lieben, fühlen muß, bevor sie einem Manne sagt: „Dein will ich sein!“

— und doch — und doch, Mama — mein Entschluß steht fest, unwiderruflich, fest."

— „Unwiderruflich fest?" wiederholte Frau von Halleck langsam, gedehnt, während das Blut schnell stürmisch ihr Gesicht übergoß. „Was willst du gewinnen? soll es ein Trost für ihn werden? der Trost würde nur neues Leid enthalten . . . Soll es vielleicht ein Wink für ihn sein?"

— „Für mich" — unterbrach sie Martha — „will ich das Bewußtsein gewinnen, daß ich gethan, wie ich sollte, — für ihn — die Ueberzeugung, daß er sich nicht getäuscht in mir. — Mag dann das Schicksal — schärfer denn je zwischen uns treten, mag ihm das Leben Glück und Vergessen bringen — er soll es nur wissen, daß ich seiner Zuneigung nicht unwürdig war, daß ich seine Achtung verdiene."

— „Nur das, Martha?"

— „Nur das, Mama!"

— „Und wer soll deinen Brief besorgen? und wohin?"

— „Mama!" begann Martha. „Graf Walldorf wird es thun — ich war bereits auf dem Wege zu ihm — aber da — ergriff mich zu mächtig das Gefühl, daß ich dich hintergehe: ich kehrte um, ich kam hierher, um es zuvor dir zu sagen."

— „Die Zeit ist freilich abgelaufen, in der du

dich gebunden fühltest," sagte Frau von Halleck mit bebender Stimme und erbleichenden Lippen, „und als Andenken an diese Stunde, wo du der Mutter zurückgegeben bist, stößest du zwei Mal ein scharfes Eisen in ihre Brust."

— „Mama!" rief Martha mit überströmenden Augen: „Mein Leben soll dir geweiht sein — dir ganz angehören! — Doch wenn ich mit einem Wort einen Wahn zerstören kann, der wie ein böser Gedanke fort und fort sich spinnt, und das Leben eines Menschen verdunkelt, so bleibt es Pflicht, dieses Wort zu sprechen — auch dann noch, wenn es gegen deinen Willen ist."

— „Gut!" — sagte Frau von Halleck schnell. Ihr dunkles Auge funkelte; — durch die Gluth, die wieder das bleiche Gesicht übergoß, flog ein unheimlicher Lichtschein. „Den einen Dolchstoß könnte ich hinnehmen" — rief sie aus — „die Wunde tragen, ohne Klage -- den andern, Martha: Niemals! Niemals!"

— „Was meinst du, Mama?"

— „Die That des Mißtrauens — die That, die laut bis an die letzte Stunde meines Lebens fortklingen muß, mir immer in's Herz die Worte stoßen wird: dein Kind hielt dich der Lüge fähig — dein Kind hat deinem Worte nicht getraut!" Martha

preßte die Hände zusammen, sie zitterte. Ueber ihr Auge legte sich ein Schatten — wie wenn ihr Herz zu schlagen aufhöre . . .

— „Mama!“ sagte sie tonlos. „Du wirst den Brief nie geben.“

— „Ich würde ihn nicht geschrieben haben,“ erwiederte Frau von Halleck. „Ich würde Tag und Nacht dich bitten wollen, ihn nicht abzusenden — da hast du Recht. Doch du bist in einem Alter, wo du nach eignem Ermessen innerhalb gewisser Grenzen handeln darfst; — wenn aber,“ fuhr sie mit Feuer fort, „meine Ansicht, meine Bitten, nutzlos bleiben — wenn du so fest entschlossen bist, so einig mit dir selbst — wenn die That einmal geschehen soll — wenn ich sie nicht mehr hindern kann — und wenn ich dann dir sage — gieb mir den Brief — dann mußt du überzeugt sein, daß er auch in die Hände dessen kommt, für den du ihn bestimmt hast.“

— „Mama — wir fahren morgen — Walther ist noch hier.“

— „Ich fahre nicht!“ fiel Frau von Halleck ein. „Du warst bei Edith — ich konnte dich nicht sprechen, dir nicht sagen, daß ich bleiben muß — um mit Torner festzustellen“ — — —

— „Torner begleitet uns — er wird den Brief befördern.“

„Nur bis zur Grenze,“ unterbrach sie die Mutter, „dann ist er wieder hier — und wenn du es so willst werde ich den Brief ihm geben.“

— „Oh Mama! sei gütig — sei barmherzig — habe Mitleid mit meiner Schwäche. — Nimm Rücksicht auf Gewesenes . . . Verurtheile mich nicht.“

— „Du bist es, Martha, die verurtheilt, so hart — so schwer, wie ich es nicht verdient. — Wie stehe ich da — in Walldorf's Augen? — Was ist die Mutter Martha's? das Weib, das sie geboren, und weiter nichts! Die Mutter — ist es nicht!“ —

Jetzt brach die kluge Frau zusammen, sie barg das Gesicht in ihre Hände — ein Schmerzenslaut entrang sich ihrer Brust. — — „Da hast du ihn!“ — sagte Martha aufspringend — das Wort war gefallen — „hier ist er — ich vertraue ihn dir,“ sprach sie dann tonlos — die Stimme versagte, sie lag auf den Knieen, das Haupt gestützt im Schooße der Mutter. „Mama!“ — rief sie schluchzend aus — „täusche mich nicht — ich will dir glauben.“ —

Martha wollte fort, es litt sie nicht mehr auf diesem Platz — die Mutter hielt sie fest, sie legte die Hände schwer auf das Haupt ihres Kindes, während ihr Auge glühend auf dem Briefe ruhte, den Martha auf den Tisch gelegt. — — „Wenn dein Vater,“ begann Frau von Halleck mit feierlicher Stimme,

die aber dennoch vor Erregung zitterte — „Vertrauen zu meinem Herzen gehabt hätte, Walther wäre dir entweder fremd geblieben, oder ich hätte ihn geliebt — wie dein Vater ihn liebte. — Die Worte des Sterbenden versanken damals im Strome des Schmerzes — aber später tauchten sie auf, sie wurden Gespenster — über die das Leben keine Macht mehr hatte, — denn das Leben, das sie verscheuchen durfte, war erloschen! Sie verzerrten jeden Ausdruck der Liebe in dem theuren Angesicht, sie machten tröstende Erinnerung kalt und todt — gleich dem entseelten Körper im Sarg.“ —

Hell, warm und duftig war der nächste Morgen gekommen. Als Edith und Martha hinaustraten, um in den Wagen zu steigen, leuchtete die Landschaft im glänzenden Morgenthau ihnen entgegen und über ein dunkles Bild strahlte jetzt die Sonne herab. Sie strahlte auf die düstere Kleidung, die umschatteten Augen, die beherrschten Thränen, die auf den Wimpern zitterten. — Die Sonne leuchtete fort und fort über dem dunklen fliehenden Bilde — Frau von Halleck, schaute ihm nach und nach, bis die Ferne es ihrem Blick entzogen hatte, dann ging sie rasch nach ihrem Zimmer. — Auch dort brannten die Sonnenstrahlen auf den Scheiben der geschlossenen Fenster, gossen

in den Raum hinein ihr freundliches Licht — aber herbstlich knisterte im Kamine ein fahles düsteres Feuer . . . Frau von Halleck ging an den Tisch, nahm einen Brief heraus und warf ihn hinein: sie beobachtete, wie die Flamme die Blätter theilte, wie diese sich schwärzten und in der Gluth versanken. —

— — — — — — — — —

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Verschiedene Standpunkte.

Frau von Halleck hatte Schloß Dornfeld verlassen, nachdem sie Torner und Neuenburg mit Schmeicheleien überschüttet. — Die nun jeden Zwanges ledig gewordenen Majoratsherren lagen jetzt hingestreckt auf bequemen Couchetten, mit aufgeknöpften Röcken und Westen — jeder eine Cigarre im Munde. — Nach einem Mittagsmahl, bei welchem der Horstmar'sche Weinkeller volle Würdigung gefunden, gesättigt am Weihrauch, den eine kluge Frau gespendet, schwer geworden durch angeschwollenes Selbstbewußtsein und auch ermüdet durch geübte Courtoisie — hatten beide ein tiefes Bedürfniß nach Ruhe empfunden — und waren eben aus dem Schlaf erwacht, an Leib und Seele erfrischt.

— „Höre einmal, Max!“ begann jetzt Herr von Neuenburg — „Es stünde schon Alles recht gut, wenn der Lümmel von Hauslehrer nicht wäre!“

— „Steckt dieser dir noch immer im Kopfe?“ rief lachend Torner.

— „Das versteht sich! — Er allein ärgert mich, denn im Uebrigen — sehr verliebt bin ich im Grunde nicht.“

— „Siehst mir auch so aus!“ sagte Torner.

— „Sie ist — lange nicht mehr so schön, wie sonst! Stark passée, findest du es nicht auch?“

— „Das kann ich nicht behaupten,“ entgegnete Torner. „Ein bildschönes Mädchen ist sie noch immer und was für eine Gestalt — superbe! Erwin's Frau ist eine engelhafte Erscheinung — aber zu fein — zu zart — Martha von Halleck aber — das nenne ich schön sein! Was meinst du, Fritz?“ fuhr er lächelnd fort — „ob nicht der Hauslehrer darum gewußt haben mag, daß sie im Friedhof zurückgeblieben?“

— „Höre, lieber Freund,“ sagte Neuenburg — mit einer Gelassenheit, die etwas sehr Gezwungenes hatte. „Gestern waren wir schon nahe daran, an einander zu kommen, ich weiß wahrhaftig nicht, was dir war?“

— „Das will ich dir gleich sagen“ — unterbrach

ihn Torner. „Wenn du den Menschen am Kragen genommen, und ihn zur Pforte hinausgeschleppt hättest — Charmant! hätte nichts dawider! Wärest du ihm auf der Landstraße begegnet und hättest ihn für nichts und wieder nichts insultirt; auch gut — wenn es so — dein Vergnügen ist. — Wahrhaftig! ich hätte nicht Partei für ihn genommen. — Daß du aber Fräulein von Halleck, von der du doch weißt, daß sie nicht so — wie ihre Mutter denkt — erwartet und begleitet hast — daß du einer Dame, für die der Graf — unser Gast — so viel Rücksicht und Verehrung zeigt, dich unbequem gemacht hast — und ihr deine Begleitung aufgedrungen hast — das machte mich wild!“

— „Aber es war die reine Höflichkeit!“ rief Neuenburg aus. „Zwinge ich sie durch meine Begleitung charmant für mich zu sein? Es war ja nicht einmal ein tête à tête!“

— „Gleichviel, mein Bester! Ich hätte stockblind sein müssen, um nicht gleich zu bemerken, wie der Spaziergang an deiner Seite ihr unerwünscht gewesen.“

— „Wirklich, Max! sie war schon ganz verändert, als sie aus dem Friedhof kam.“

— „Kein Wunder!“ — lachte Torner. „Sie wußte doch, daß du an der Pforte bleiben würdest. — Auf Ehre — wäre nur ein anderer Ausgang

da gewesen — du hättest umsonst auf sie gewartet."

— „Ich sage es dir, Max — das war es nicht — sie hatte mit dem Narren, mit dem Ehrhard gesprochen."

— „Reine Einbildung!" fiel Torner ein. „Du willst es nicht wahr haben, daß deine Person ihr nicht sympathisch ist . . . Ich kann dir beim besten Willen nicht helfen, Verehrtester — das kann sich Alles geben. Frauen sind unbeständig, wie das Wetter — möglich, daß sie sich ganz und gar in dich verliebt — aber vorläufig ist es noch weit davon — und eine so aufgedrungene Begleitung kann sehr lästig sein."

— „Du bist im Irrthum und dabei bleibe ich" — sagte Neuenburg unwillig — „aber gleichviel — so — oder so — der Mensch ist mir gegenüber unverschämt gewesen — und darum handelt es sich jetzt."

— „Das gebe ich vollkommen zu!" erwiederte Torner — „und auch ich wäre heute, wo mir die Galle übergegangen, ganz in der Stimmung, ihm den Kopf zurecht zu setzen — wenn ich nur eine Gelegenheit dazu fände."

— „Ich ruhe nicht, bis ich es ihm tüchtig eingetränkt haben werde," sagte Neuenburg aufstehend.

— „Ganz deiner Ansicht," versetzte Torner. „Ein

schlimmer Umstand nur, daß man ihm in Steinfels aus Rücksicht für Gronau's nicht gut beikommen kann." — „Was meinst du, Fritz" — fuhr er lächelnd fort — „Wenn er hier noch in der Nähe wäre — bei dem Pastor — oder dem Förster — vielleicht treffen wir ihn noch — ich denke — dein Herr Ehrhard würde schon ganz andere Saiten aufziehen."

Es entstand eine minutenlange Pause. Neuenburg warf seine Cigarre weg — und steckte mißmuthig die Hände in die Taschen seiner Beinkleider. Torner stand auch auf und ging an's Fenster. — „Weißt du, Fritz," hob er dann wieder an. „Begleite mich — ich muß zur Mühle — nachsehen, wie weit man mit dem Bauen vorgerückt ist."

— „Nein!" erwiederte Neuenburg. „Mir sind die Glieder noch schwer und müde! diese Tage waren angreifend, ich bleibe zu Hause."

— „Nun — ich gehe allein," sagte Torner. „Ich bin bald zurück und bringe dir den Doctor mit — wir machen dann eine Parthie und du wirst wieder munter." — Mit diesen Worten nahm Torner Mütze und Reitgerte und ging hinaus. — Wie er einige Minuten später, den Park entlang, dem Feldwege zuging, der in gerader Richtung zur Schloßmühle führte, dachte Torner plötzlich an Erwin. Das Bild des Verstorbenen trat ihm lebendig vor die Augen,

wie ein Etwas, das dieser Landschaft angehörte, mit diesem Boden noch verwachsen — und doch nicht mehr da war! Ueber den Kiesweg, den sein Fuß betrat, glitt es plötzlich wie der Hauch eines Geistes — über den Wald, das grünende Feld — zog es wie ein Schatten hinüber. — War nicht Erwin als lachendes Kind, als muthiger Knabe, als Mann voll Lust und Kraft hier auch einher gegangen? — War nicht Erwins Auge — wie jetzt sein eigenes — der Flucht der Sonne hinter diesem Walde gefolgt? — War er nicht das belebende, gebietende, Alles beherrschende Gestirn gewesen, so weit der Blick nur reichte? Da stand der Wald, der die Geschlechter überdauert! Da breitete sich wieder das Grün der Felder aus — da zogen die Pflüge ihre Furchen durch den Acker, der immer neue Erndte bringt — gleichviel für wen — und die Gestalt, das Auge, die wie das Licht bald hier — bald dort geleuchtet — sie waren hin und nirgends eine Lücke — nirgends! in diesem weiten Bilde, das sein Eigenthum gewesen. — Ein unheimlicher Gedanke! der die Welt grau färbte, und das Herz zusammendrückte.

Torner suchte ihn sich abzuschütteln — er blickte mit scharfem Auge — hierhin — und dorthin — um den anhaftenden Schatten los zu werden, um in der Wirklichkeit Gedankenfäden anzuspinnen, die

dem thatkräftigen Manne besser ziemten. — Ein Sprosse des edlen Hauses Horstmar war noch da — für diesen verwaltete er jetzt das väterliche Erbtheil — und bei Gott! so dachte Torner — es war guten Händen anvertraut. — Der zum Jünglinge herangewachsene Knabe sollte einst ein Vermögen besitzen, wie kein zweites im Lande!

Jetzt tauchte eine neue Welt vor Torner's Augen auf; — hier wurden Kanäle gegraben, dort fielen die Waldstriche — da erhob sich ein stattliches Beigut — hier wurden Aecker drainirt, Wiesen berieselt. Um's Zehnfache gesteigert, floßen die Einkünfte ein, und von Nah' und Fern kamen Leute, um das Großartige der Neuerungen zu bewundern. —

In diese Zukunftsgedanken versunken, schritt Torner dahin. Plötzlich stand er — wie festgebannt still; auf einem schmalen Fußpfade zwischen den dicht zusammenstehenden Bäumen kam ein Mann daher gegangen — Gestalt, Haltung und Gang brachten ihm den nebelhaften Schatten wie verkörpert vor die Augen — Es war Erwins Bild! — und in Torners Brust schlug das Herz ein paar Schläge — so hart, daß dem starken Manne der Athem stockte. — Der Augenblick, wo die erhitzte Phantasie ihr Spiel getrieben, war vorüber — und Torner war sich der Wirklichkeit bewußt geworden. Es war der vielbesprochene

Hauslehrer! — Der Fußweg, auf dem Walther einherschritt, kreuzte den breiten Weg, den Torner verfolgte; nur wenige Schritte noch, die dieser gemacht hätte, und die Begegnung wäre vermieden gewesen — aber Torner blieb stehen. — Hier auf diesem Grund und Boden, wo er jetzt Alleinherrscher sich dünkte, durfte er nicht jenem Menschen aus dem Wege gehen — obwohl die Verwaltungsgedanken ihn in eine Stimmung versetzt hatten, die gar kein Verlangen mehr nach dieser Begegnung trug. — Dem Uebermüthigen zu imponiren — gab Torner seiner athletischen Gestalt eine herausfordernde, aber die wohlgebildeten Formen anmuthig zeichnende Stellung — die linke Hand leicht auf die Hüfte gestützt, die breite Brust herausgebogen — den Lockenkopf mit der keck aufgesetzten Mütze etwas zurückgeworfen — und mit der Reitgerte spielend, den Staub von seinen Stiefeln abklopfend, stand er da — mit vornehmem Blick den Nahenden fixirend.

— „Herr Ehrhard aus Steinfels, nicht wahr?“ sagte Torner, als Walther herangekommen war — und vor ihm stehen blieb.

— „Ganz richtig!“ — erwiederte dieser.

Die kurze Antwort, die fehlende Anrede, und der stolze Blick, der den Fragenden von Oben herab betrachtete, ermangelten nicht Torners Blut in Be-

wegung zu bringen. — Aber in den Augen, die auf ihm ruhten, lag ein so tiefer Ernst, — der edle Ausdruck schien so wenig aufgetragen — diesen Zügen vielmehr so unzertrennlich anzugehören, daß Torner verwirrt und verlegen sich fühlte und solches mit möglichst großer Gelassenheit zu decken sich bemühte.

— „Mir ganz lieb, Ihnen zu begegnen, mein bester Herr Ehrhard!“ hob er ruhig an. „Ich hörte gestern von Ihnen; — Sie kommen wohl zu spät? eine verfehlte Fahrt, ist verdrießlich.“ Torner hielt inne — der Ausdruck seines Zuhörers war ein sehr ruhiger — und er fügte hinzu: „Wissen Sie, es hätte recht unangenehm werden können.“

— „Es ist mir sehr lieb, Herr von Torner,“ fiel ihm jetzt Walther in's Wort — „Gelegenheit zu haben, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen — denn so wahr ich hier vor Ihnen stehe, wäre ich nicht — der alleinige Versorger, die einzige Stütze einer blinden Mutter, — statt der Worte, die ich gestern an Herrn von Neuenburg gerichtet habe, hätte mein Arm ihn mir, wie einen faulen Ast aus dem Wege geräumt.“

— „Herr Ehrhard — Sie vergessen, wen Sie vor sich haben?“

— „Eben weil ich Ihnen gegenüber stehe“ — entgegnete Walther, „ist es mir Pflicht, dieses Be=

kenntniß offenherzig abzulegen. Das Unglück, Herr von Torner, lehrt Selbstbeherrschung, und einem düstern Schicksal verdanke ich die Fähigkeit, mich in diesem Augenblicke auch zu überwinden und die Bedeutung dieser Begegnung nicht zu verkennen."

Walthers Stimme hatte gebebt — aber ein eigenthümlicher tiefer Herzton war daraus erklungen — Torner fühlte sich beklommen — unfähig, so aufzuflammen, wie es seine Stellung und Würde verlangten. Die Rolle eines Protectors schien ihn jetzt am Besten zu decken.

— „Mein bester Herr Ehrhard!" sagte er, leicht mit den Achseln zuckend. „Ja, sehen Sie, es thut mir sehr leid, ganz unbedingt — Sie haben Unglück gehabt — das ist Alles sehr traurig — recht gut — aber das berechtigt noch nicht — — es ist so eine eigene Sache damit, — Ihr Auftreten am Friedhof — Unseresgleichen gegenüber benimmt man sich — nun einmal auf diese Weise nicht." — Walther schwieg, aber in seinem Auge lag es inhaltsvoll. — Der Gedanke, einem neuen Bekenntniß zu entgehen, machte sich bei Torner geltend. — „Mein lieber Herr Ehrhard!" fuhr er fort — „die Sache ist nun abgethan, ich betrachte sie als völlig erledigt — verlange durchaus keine weitere Erklärung, ich nehme an — will es gern glauben, daß Herr von Neuenburg, der

— übler Stimmung gewesen — es Ihnen gegenüber an Höflichkeit hat fehlen lassen — aber sehen Sie, — in Zukunft möchte ich Ihnen doch rathen, vorsichtiger zu sein — nicht immer läuft es so gut ab.“ — Walther schwieg noch — und Torner fühlte sich erleichtert. Die Lippen des ernsten jungen gedankenvollen Mannes schienen sich nicht mehr aufschließen zu wollen . . . Die Möglichkeit war gegeben, mit der Ueberlegenheit der Stellung Großmuth zu verbinden und in diesem Glorienschein sich zu entfernen. — In dem Augenblicke, wo diese Betrachtung die Brust des Majoratsherrn wohlthuend weitete — und er schon die Hand an seine Mütze führte, brach Walther das Schweigen. — „Ich wiederhole es, Herr von Torner, nochmals,“ begann er — „mein Leben gehört nicht mir allein, und wenn ich Herrn von Neuenburg nicht zwinge, sich mir zu stellen, so geschieht es einzig und allein, weil ich noch für meine Mutter leben will — und leben muß. Aber sollte dennoch ein frühzeitiger Tod mich ereilen — dann — wäre es an Ihnen, Herr von Torner, für meine Mutter zu sorgen — denn sie ist die Tochter des Barons Paul von Horstmar — Ihres Oheims.“

— „Paul Horstmar's?“ rief Torner, indem er betroffen einen Schritt zurückwich.

— „Durch die Hand Ihres Oheims," fuhr Walther fort — „sank ein blühendes Leben in ein frühzeitiges Grab . . . Der Friede und das Glück eines ganzen Hauses wurde ein Trümmerhaufen — und erbitterter, unversöhnlicher Haß erwuchs und wucherte fort auf diesen Trümmern. — Meiner Mutter — blieb er fremd — desto mehr mußte sie dadurch leiden. — Ein Bruder des im Zweikampf Gefallenen hat sie erzogen, — nach dessen Tode wurde sie die Frau des Professors Ehrhard — meines Vaters, eines edlen Mannes, der aber schon damals den Keim des Todes in der Brust trug. Er starb, — als ich nur wenige Jahre zählte, und so ist mir die Pflicht geworden, die Stütze meiner erblindeten Mutter zu sein." — Max Torner hatte betroffen dagestanden unter dem Eindrucke der so unerwarteten Wendung, die sein Gespräch mit Walther genommen; das Blut war ihm in das Gesicht geschossen — war wieder gewichen, dasselbe entfärbend, dann hatte sein Auge zu glänzen begonnen und endlich hatte warme Herzlichkeit seine Züge belebt. — — „Mein lieber Herr Ehrhard!" rief er jetzt aus — „die Sache ändert sich gewaltig, — auf Ehre! — ganz gewaltig. — Wir haben ja Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um zu erfahren, ob das Kind meines Oheims noch am Leben und wo es hingekommen — mein

Vetter Erwin hat sich in seinen letzten Stunden bittere Vorwürfe gemacht — einen Brief verloren zu haben, der, wie er geglaubt, Aufschluß darüber enthalten. — Meine Mutter wird glücklich sein — dessen kann ich Sie versichern — und was mich betrifft — so disponiren Sie über mich — es soll mir eine Freude sein, auf Ehre! — Sie haben studirt — es wird Ihnen gewiß eine andere Lebensstellung erwünscht sein? — Wenden Sie sich nur immer an mich — es wird mich herzlich freuen — wahrhaftig — und ich werde mein Möglichstes thun." — Torner reichte bei diesen Worten mit offenbarer Herzlichkeit Walther die Hand.

— „Ich danke Ihnen, Herr von Torner, für alle diese Anerbietungen," entgegnete Walther. „So lange ich selbst lebe — bedarf ich fremder Hilfe nicht. — Als Erbe meines Vaters ist mir Arbeitsfähigkeit — und die Kraft der Selbstbeschränkung geworden. — Das genügt mir ganz vollkommen — aber — gedenken Sie meiner Mittheilung — gedenken Sie meiner Mutter — wenn diese mich verlieren sollte!" — Walther verneigte sich — und sichtbar betroffen schaute Torner dem Fortgehenden nach, — dann begann auch er seinen Weg zu verfolgen — aber mit einer Eile, als besänne er sich, wie kostbar ihm die Zeit. — Es währte

jedoch nicht lange — die Schritte wurden langsamer und er stand wieder still, zog eine Cigarre heraus, und während er Feuer daran legte, schaute er zurück, gewann die Gewißheit, daß er allein im Walde stand. — Mit einer Bewegung des Unmuths warf Torner jetzt die brennende Cigarre ins Gras — überblickte mit zusammengepreßten Lippen und grollenden Augen die Gegend, bog dann von der Straße ab, übersprang einen Graben, und schritt quer durch den Wald dem Schlosse zu. Bald brach er hier, bald dort die Zweige, die ihm im Wege hingen, peitschte die jungen Blätter und Knospen mit der Reitgerte, daß sie wie Regen herabfielen und schaute zu den Wipfeln hinauf — mit einem Unwillen im Blicke, als schwöre er Tod all den kleinen ruhelosen Kehlen für ihr Rufen und Singen. Röther und immer röther wurde Torners Gesicht, immer heißer sein Blut . . . Oh wenn er nur sein Pferd hätte! Er würde ihm jetzt die Sporen in die Flanken jagen — und dem Boden enthoben, zu dem ein Etwas in seiner Brust ihn fast niederdrückte, frei wieder athmen — und jagen — wie die Wolke am Himmel, die keinen Zügel kennt. — Ihm war das Gehen stets verhaßt — jetzt mehr denn je — es war ein Schleichen in dem verdammten Walde, wo das Bild des Trotzkopfs mit den vielsagenden Augen

und scharf geschliffenen Worten in seinem Zwielicht sich fest gebannt zu haben schien. — Unerträglich war ihm die Oede — unerträglich die Stille, die ihn hier umgaben, sie hielten die Schwüle fest in seiner Brust — die schwülen Gedanken im Gehirn.

Endlich war der Saum des Waldes erreicht, und das Schloß lag vor ihm. — Im Lichte der letzten Sonnenstrahlen ragte es so stattlich empor; in noch frischerem Grün breiteten sich jetzt die umliegenden Felder aus. Der weite Park, der schon im Schatten zu ruhen schien, zeichnete sich noch schärfer ab in seiner ganzen Größe — und doch! die ganze Landschaft hatte für den heimkehrenden Majoratsherrn etwas Kleinliches gewonnen. Es war ein eigenes Streiflicht darüber gefallen — und wollte nicht weichen. — Ein Mensch, der sich selbst genügt, der ganz auf das eigene Selbst angewiesen war, hatte dem reichen Grundherrn einen Maaßstab angelegt, der diesem viel von der selbstbewußten Größe raubte.

Von lauer Abendluft und mildem Abendschein umflossen, welche wie eigens dazu erschaffen schienen, die kleinen Widerwärtigkeiten des Tages ihn vergessen zu machen — saß Neuenburg am offenen Fenster und schaute mit harmlosem Gesicht nach dem Freunde und nach dem Doctor aus. — Er sah Torner kommen, und wollte ihn eben anrufen, als

dieser stehen blieb und mit donnernder Stimme an den Stalljungen eine Frage stellte. Die Antwort, die so bescheiden lautete, daß Neuenburg sie nicht verstehen konnte, wirkte nicht begütigend, denn Torners Stimme hallte noch mehr. — „Zum Teufel mit deinen Antworten,“ schrie er den Jungen an. „Du sollst nicht denken — Weißt du das noch nicht? Esel! Dummkopf!“ — Mit diesen Worten kehrte der grollende Gebieter seinem Knechte den Rücken zu und trat in die Hausthüre.

— „Abscheuliches Volk!“ rief er aus, in's Zimmer tretend — warf Mütze und Reitgerte auf den Tisch und streckte sich auf der Couchette aus.

— „Nun — und wo ist der Doctor?“ fragte Neuenburg.

— „Habe ich vergessen.“

— „Und die Partie?“

— „Wird ausbleiben!“ — Neuenburg sah mit Verwunderung auf den Mißvergnügten, der ihn noch immer keines Blickes würdigte und wie absichtlich so kurz in seinen Antworten blieb. — „Höre Max — du bist in sehr schlechter Laune — wie ich sehe — ganz übler Laune.“

— „Könnte wohl sein.“

— „Was ist denn los?“ fragte Neuenburg.

— „Nichts Neues, nur daß ich müde geworden und dann Verdruß noch weniger vertrage.“

— „Aber was hat dich denn verdrossen? — das könntest du doch sagen?“

— „Etwas, das ich dir wie natürlich verdanke,“ erwiederte Torner und sah mit großer Consequenz zur Oberlage hinauf.

— „Mir, Max? — Nun, mein Bester — da bin ich doch neugierig zu hören!“

— „Wie immer habe ich die Geschichten in's Gleis zu bringen, die du angerichtet und habe dabei Aerger geschluckt“ — sagte Torner.

— „Am Ende ist dir Ehrhard über den Weg gelaufen,“ rief Neuenburg auflachend.

— „Ja!“ erwiederte Torner und fixirte jetzt den Fragenden mit zwei unheimlich leuchtenden Augen.

— „Auf Ehre, Max — ich verstehe dich nicht!“

— „Das glaube ich!“ entgegnete Torner. „Aber weil du eben Manches nicht verstehst, solltest du dich auch nicht dort hineinmischen, wo du nichts zu thun hast.“

— „Das ist zu toll!“ rief Neuenburg. „Weil der Mensch dir gegenüber wohl auch grob gewesen — soll ich daran Schuld sein.“

— „Hör 'mal, Fritz!“ unterbrach ihn Torner aufspringend und mit einer Stimme, die vibrirend

schallte. — „Mir gegenüber ist noch kein Mensch grob geworden — das sollte Einer nur versuchen! Aber das sage ich dir, daß du mir das Raisonniren über ihn jetzt sein läßest. — Der Ehrhard ist ein Ehrenmann und wehe dem, der ihn in meiner Gegenwart anzugreifen wagt, der hat es dann mit mir zu thun!"

Neuenburg machte einige Schritte zum Fenster, als wollte er hinausrufen, daß man seine Pferde anspanne. — Er überblickte das Zimmer, wie Jemand, der schon Mütze und Handschuhe sucht, um gleich hinaus zu gehen — und betrachtete dabei mit stummer Entrüstung den auf und abgehenden Torner. Aber das Gelüste nach einer Erklärung des Unglaublichen gewann die Oberhand. Er schaute wieder in nächster Nähe um sich herum, als sei ihm ein Entschluß, ein Gedanke plötzlich abhanden gekommen, und kam allmählig darüber in's Reine, daß der Moment, wo er das Schloß hätte verlassen müssen, bereits vorüber — daß es jetzt nicht an der Zeit, seinem gerechten Unmuth die Zügel schießen zu lassen — und in der Betrachtung der Dinge, die er unterlassen, schien sein Selbstbewußtsein zu wachsen. Er nahm eine sehr entschiedene Stellung an — als ob es noch sehr fraglich, wer hier der Herr im Hause sei — und sagte endlich mit dem Tone überlegener Besonnenheit: „Nun — gegenwärtig — geschieht

so vieles Unglaubliche, daß ich mich auch über dich nicht wundern sollte. — Gestern warst du wild geworden, — weil Fräulein von Halleck eine Promenade an meiner Seite gemacht und heute — vielleicht auch dieser Dame zu Ehren — hast du deine Ansichten über gewisse Persönlichkeiten plötzlich ganz geändert!"

Torner lachte auf. „Es wäre nichts Unglaubliches," gab er zur Antwort, während er stehen blieb und eine Cigarre anrauchte. — „Wahrhaftig! ein sehr schönes Paar!" — Diese Worte begleitete ein scharfer Seitenblick. — Neuenburg sah wieder zum Fenster — überblickte abermals den Raum — schaute um sich — als habe er nun wirklich den Entschluß gefaßt — den Unverschämten zu verlassen.

Torner folgte ihm mit den Augen — und als der Uebelbehandelte einige Schritte zur Thüre gemacht hatte, hob er wieder an. — „Er hat das Blut der Horstmar in seinen Adern, was du eben nicht herausgefunden — und ich — im ersten Augenblick ihm angesehen habe. — Ein ganz ebenbürtiger Gegner, mein Freund! dem man Satisfaction nicht verweigern kann." — Neuenburg stand da — die großen blaßblauen Augen so weit geöffnet, daß diesen auch das Wenige an Ausdruck, dessen sie fähig waren, ganz verloren ging, aber es war nur

eine secundenlange Verwirrung — und Geistesgegenwart kehrte ihm zurück. „Nun — und was wäre dabei?“ sagte er achselzuckend. „Giebt es nicht Viele solche, die ein wenig blaues Blut in ihren Adern haben? Sind sie darum schon weit her?“

— „Dieser hat jedenfalls mehr von der Mutter, als vom Vater geerbt“ — bemerkte Torner mit großer Entschiedenheit — „und es bleibt bei dem, was ich gesagt.“ — Neuenburg schien einzusehen, daß er die Partie verloren geben mußte, seine ganze Person hatte den Ausdruck eines durch Uebermacht erdrückten Gegners gewonnen. . . Torner schellte — und etwas scheu blickte Neuenburg auf.

— „Georg!“ sagte Torner zum eintretenden Diener: „Einen Kartentisch!“

— „Für wen noch?“ fragte Neuenburg. „Ich fahre fort, — ich werde nicht spielen.“

— „Begehe keine neuen Thorheiten, Verehrtester!“ — sagte Torner lachend. „Zu Zweien spielt es sich auch — und ich denke — wir haben heute böses Blut genug gehabt — bei den Karten wird man es doch wieder los.“ —

— — — — — — — —

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Doctor Trost.

Ein Jahr war vorüber — und es war wieder Frühling. — Wenn der Vogel voll Lust sein Nest sich baut, die Biene summend in's Freie fliegt, der Baum seine Knospen treibt — dann schreitet auch ein Todesengel durch die Welt einher. — Er heißt manche Herzen stille stehen, die der Frühlingshauch mit Wehmuth geschwellt hat, — die es dann an ihrem Schlage inne werden, daß sie erkalten müssen — noch ehe die Blüthe der Knospe sich entwunden haben wird. — So dachte Doctor Trost, als er in seinem Großvaterstuhl zurückgelehnt, mit mattem Auge dem spielenden Sonnenstrahl folgte, der auf dem Fußboden seines Zimmers lag. Es war ein Frühlingssonnenstrahl — so warm, daß die welken Hände,

die er traf, das Frostgefühl verloren — daß die Pflanzen am Fenster so hell erglänzten, als ruhe Morgenthau auf ihren Blättern — und die Luft, die durch das halb geöffnete Fenster drang, war so voll Sonnenlicht und Morgenfrische, daß obwohl Stadtluft — sie dennoch wie Duft ins Zimmer floß! — „Marie!“ rief jetzt der alte Mann; das junge Mädchen trat aus dem Nebenzimmer herein. — „Marie, bleibe jetzt bei mir“ — sagte der Vater. „Was machtest du dort?“

— „Ich nähe an deiner Decke, Papa — ich meinte, du schliefest noch.“ — — „Du armes Kind! Solch' eine Winterarbeit, während draußen die Vögel jubeln, die Menschen über den Frühling sich freuen und ihre Sorgen und Mühen vergessen.“

— „Wie du auch sprichst, Papa!“ sagte Marie und schüttelte lächelnd den Kopf. „Bin ich denn nicht auch glücklich? bin jetzt kein Schulkind mehr, das in die heiße Schulstube muß, um dort wie angenagelt still zu sitzen! Papa — habe ich nicht recht? Bin ich nicht glücklich, kein armes Dienstmädchen zu sein, das jetzt auf dem Markte sich herumstoßen muß, und um einen Groschen dingt und streitet? Papa — bin ich nicht glücklich, kein vornehmes Salon-Fräulein zu sein, das jetzt noch schläft — und wenn es erwacht — über Sonnenlicht und Fliegen sich

ärgert, Vorhänge herabläßt, um besser in den Spiegel zu sehen — und dann schon nach dem Abend seufzt, wo es in das Gewühl der Menschen kommen wird.“ — Das junge Mädchen hielt inne — ihr bleiches Gesicht war leicht gefärbt, ihr Auge hell. Doctor Trost sah hinauf zu seinem Kinde und lauschte der Stimme, wie einem wehmuthsvollen Liede, in das sein Herz andere Worte legte.

— „Nun, Papa?“ begann wieder Marie, „du schweigst — sage — habe ich denn nicht Recht? ich bin so frei wie der Vogel — mich drückt kein Zwang, mich trifft kein hartes Wort — und wenn ich auch in der Stube sitze — mich freut die Blume am Fenster, der blaue Himmel, der Sonnenschein, und mein Herz jubelt bei der Arbeit.“

— „Marie — meine gute Marie — mein liebes Kind!“ sagte der alte Mann.

— „Mein verwöhntes Kind solltest du sprechen,“ entgegnete Marie, nahm die Hand des Vaters und küßte seine Stirne. — „Setze dich zu mir her,“ sagte der Kranke. „Mir ist heute so wohl, wie schon seit lange nicht — der Kopf ist mir frei und klar — du hättest mich allein lassen — und die Mutter begleiten können — aber es freut mich dennoch, daß du geblieben bist — und es ist mir lieb, daß wir beide allein sind. Ich will mich mit dir unterhalten,

deine Meinung hören über ein paar ernste Fragen."

— „Papa — nur heute nicht!" — rief Marie mit Angst-erfülltem Antlitz. „Ich bitte dich."

— „Es wird mir wohl thun — Marie — sehr wohl thun". Der heitere Ausdruck auf dem schmalen Gesichte der Tochter — war wie ein dünner Farbenüberzug geschwunden. Scharf und dunkel lag die Sorge aufgedeckt in ihren Zügen.

— „Ich bitte dich, Papa!" sagte sie beklommen — „sprich nicht über ernste Dinge."

— „Glaube mir, Marie" — entgegnete der Vater lächelnd — „in den Tagen und Nächten, wo ich leide, nicht schlafen kann, werde ich bisweilen ungeduldig, und dann erscheint mir Alles schwerer als es wirklich ist — dann quält mich Manches mehr, als es sollte . . . Aber Manches quält mich auch darum, weil ich nicht weiß — wie du darüber denkst. — Wirst du es mir gesagt haben — wird es mir leichter werden, den Gedanken der Sorge Stand zu halten. — Sieh, Marie — mir ist es tief im Herzen, als könntest du nur solche Dinge sagen — die mir Ruhe geben müssen — darum — deinem kranken Vater zu Liebe — höre mich an."

Marie saß regungslos, Doctor Trost sah nicht in ihr Gesicht — sein Kopf war etwas auf die Brust geneigt, sein Auge ernst vor sich gerichtet. Nach

einer kurzen Pause hob er an. „Mit meiner Praxis steht es still, schon lange . . . Geld fließt nicht mehr ein — und muß verbraucht werden mehr denn sonst. — Werde ich — so Gott will gesund — dann hoffe ich, wird es sich immer ausgleichen. — Das Nöthige wird uns nicht fehlen — nicht wahr, in dieser kleinen Wohnung lebt es sich — eben so friedlich wie in der früheren? So geht es mit vielen Dingen im Leben — man beschränkt seine Bedürfnisse und gewinnt nur dabei. — Aber wenn es nun mit meiner Praxis aus wäre — und Gott mich von dieser Welt abrufen wollte, — stelle dir diesen Fall — als eine Möglichkeit vor — daß es mit unserem kleinen Kapital zur Neige ginge — und du die Ueberzeugung gewinnen würdest, daß die Mutter — auch das Nöthige entbehren müßte, — könntest du dann es für eine Pflicht halten — auch das Schwerste zu thun — um sie der Noth zu entziehen? Würdest du dann den Entschluß fassen können, der Mutter zu Liebe den Bernhard zu heirathen, den du doch nicht magst?“

— „Nein, Papa! — das würde ich nicht“ — sagte Marie — „oder — du — müßtest sprechen, daß ich so handeln soll.“

— „Das könnte ich niemals!“ begann der Vater wieder. „Ich sage dir vielmehr — wie du jetzt denkst — so denke auch im Sturm der Sorge und der Noth!

Vertraue Gott — der Hilfe sendet zur rechten Zeit. — Höre mich recht an — Marie — und verstehe mich recht. — Achtung ist immer schon Liebe — und Liebe mit ihrem Reichthum deckt auch den Abgrund der fehlenden Achtung. — Liebe, die der Achtung entquillt, ist zwar nicht jenes eigene hohe Glücklichsein, von dem der Dichter spricht: „Himmelauf jauchzend — zu Tode betrübt“ — aber sie ist dennoch läuternd und auch tief beglückend. — Liebe, wo Achtung versagt werden muß — ist ein Widerspruch, den nur die Liebe lösen kann, aber — sie thut es. — Wenn jedoch Liebe und Achtung fehlen — dann ist das Band der Ehe — ein widernatürliches — besonders für das Weib, — es bindet nicht — es löst nur auf, — nicht nach Außen hin, — aber nach Innen zu ... Darum bleibe nur auch Bernhard fern — obwohl die Mutter, die ihn nicht durchschaut, ihm gut werden könnte.“ — Der Kranke schwieg — und Marie weinte, so still, als strömten die Thränen — und ihr Herz wisse nicht warum.

— „Jetzt,“ hob der Vater von Neuem an — „lasse uns, Marie, einen andern Gegenstand besprechen. — Ich habe den Walther Ehrhard — wie du wohl weißt — sehr lieb, und das ist sehr natürlich! Ich habe ihn heranwachsen gesehen, und schon damals lieb gewonnen. Ich habe ihn lange gepflegt — und

für sein Leben oft zu Gott gefleht, in vielen langen Stunden, wo ich an seiner Genesung verzweifelte. Er ist ein guter Mensch — reich an Herz und Geist, glaubensfest, pflichttreu, gewissenhaft — und bei alledem ein Mensch, der viel Trauriges durchlebt hat, was dann meine Liebe für ihn, noch wärmer, noch inniger hat werden lassen. Nun siehst du, — ich möchte an ihn schreiben, ihn bitten — er sollte zu dem alten Freunde kommen; ich würde mich freuen, ihn wieder zu sehen — mündlich von ihm zu hören — und doch, ich fürchte — und — ich fürchte deinetwegen“ . . . Die Thränen waren versiegt — die Augen trocken geworden, als wäre ein heißer Hauch darüber gezogen und Marie war todtenbleich. — „Fürchte nicht, Papa!“ sagte sie leise. „Schreibe ihm, bitte ihn zu kommen.“

„Höre mich erst ganz aus“ — fuhr der Vater fort, indem er die Hand der Tochter nahm und in die seinige schloß. „Es ist dir mit dem Ehrhard so eigen gegangen . . . Er verdient deine Achtung und Zuneigung — er hat dir das Leben gerettet. Du hast dich schon mit deinem Kinderherzen an ihn geschlossen, und gewiß, Marie — einen besseren Menschen könnte ich dir zum Gatten nicht wünschen, aber Gottes Wege sind oft anders, als wir sie uns wünschen und denken“ — Doctor Trost hielt inne — es wurde

ihm schwer weiter zu sprechen — er suchte Worte zu finden, die dem Herzen seines Kindes weniger weh thäten. — „Ich weiß," fuhr er dann fort — „daß das, was ich dir jetzt noch zu sagen habe, in deinem Herzen eben so gut aufgehoben sein wird, wie es in dem meinigen gewesen, und ich weiß auch, daß wenn ich spreche, es nicht jene Schwäche ist, der Verschwiegenheit lästig wird. Darum gewinne ich das Recht, dir zu vertrauen, daß in Ehrhard's Herzen schon früh eine tiefe Neigung Wurzel gefaßt hat — für Martha von Halleck. — Es ist vieles Betrübende zwischen sie getreten und ob sie sich jemals einander wieder nähern — oder ob die Zeit die Empfindungen ihrer ersten Jugend völlig verwischt, wer mag das voraussehen? — Aber du — Marie! halte was du eben erfahren, in deinem Herzen fest, — damit aus deiner Dankbarkeit, Zuneigung und Bewunderung für Ehrhard — nicht auch — ein ausschließliches Gefühl hervorgehe, und dich verkennen ließe den Weg, den Gottesfügung dir zu gehen bestimmt haben könnte — damit du nicht — Marie — wie es leicht geschieht, wenn man jung ist — dein Herz mit all' seinem Hoffen an das Eine fesselst, welches doch dir vielleicht fern bleiben soll." — Nach längerem Schweigen sprach der Kranke wieder: „Nun, Marie — ich frage dich — darf

ich dem Ehrhard schreiben und keine Besorgniß hegen, daß es am Ende doch besser wäre, ich riefe ihn nicht?"

— „Sei unbesorgt!" antwortete Marie, „bitte ihn zu kommen." —

Der Vater sah noch immer nicht in das Gesicht seiner Tochter. Er ließ sich Feder und Papier bringen, und bald war ein kurzer Brief geschrieben und versiegelt — und als Johanna an dem Stuhle ihres Mannes Platz genommen, ihm dieses und jenes erzählend — verließ Marie das Haus und eilte die Straße hinab, um die für Walther bestimmten Zeilen in den Briefkasten zu legen.

Die Sonne ging unter, und ging wieder auf — das Leben in der Stadt und in ihren weiten Umgebungen verstummte und erwachte. Wer achtet viel darauf? Von Stunde zu Stunde, vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen legt der Mensch einen Kern in die wachsenden Erscheinungen der Außenwelt; sie sind die ewige Bewegung, an die sein Lebensfaden geknüpft ist, und — sie beherrschend sich abspinnt. Anders für den vom Leben Scheidenden — sein Dasein ist abgelöst, legt nichts mehr hinein, und dann fließen sie ineinander und stehen gleichsam vor ihm still — wie der Mensch, von dem wir uns trennen, das Haus, welches wir verlassen — die Gegend, auf die wir scheidend noch

ein Mal zurückschauen. Vor dem kleinen niedrigen Hause, das jetzt Doctor Trost bewohnte, kamen und gingen die Menschen, und blickten oft in die geschlossenen Fenster, wie es Vorübergehende zu thun pflegen — sie blickten noch schärfer hinein, wenn die Fenster geöffnet standen, und blickten wohl noch einmal zurück, wenn ein zartes Mädchenantlitz und ein schönes männliches Gesicht ihrem Auge begegnet waren. Gar mancher trug vielleicht in der Erinnerung dieses Bild mit sich fort — denn es lag ein so tiefer Ernst auf diesen beiden Gesichtern und etwas so eigenthümlich Weiches und Sanftes in ihrem Ausdruck! —

Walther war gekommen und half seinen verehrten Freund schon viele Tage pflegen. Als er dessen Brief erhalten, war er erschreckt gewesen. Der Gedanke — er käme vielleicht schon zu spät, hatte ihm die kurze Reise ewig lang erscheinen lassen, und in den ersten Stunden des Wiedersehens mußte er sich beherrschen — um zu verbergen — wie hoffnungslos er den Zustand des Kranken gefunden. Als aber ein Tag verstrichen und seine ganze Umgebung ihm die Geschichte eines Menschenlebens vor die Augen geführt, — als er die nagende Sorge um die Zurückbleibenden — in ergreifenden Zügen, auf dem letzten Blatte dieses Lebens herausgelesen hatte, da klammerte er

sich an die Hoffnung wieder fest. — Nein! es war nicht möglich, daß diese Seele jetzt schon scheiden sollte! Es konnte nicht bestimmt sein, daß so hülfsbedürftige Wesen, wie Marie und ihre Mutter waren, jetzt schon verlassen bleiben! Er selbst hatte noch nichts erworben, das Nothdürftigste fehlte ihm selbst noch — und dennoch mußte er der Verwaisten sich annehmen. Bald würde ihm die Möglichkeit gegeben sein, eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen, bald würde er im Stande sein, die Hülfsbedürftigen zu unterstützen. — Eine Frist, wenn auch nur eine kurze, mußte der Allmächtige gewähren. — Bald leuchteten Muth und lebendige Hoffnung aus Walthers Wesen den bangen Angehörigen entgegen. Des Mannes Besonnenheit und Gewandtheit stützte die Schwachen — für alle Beziehungen mit der Außenwelt war er jetzt der Handelnde und Rathertheilende und galt es, der Ahnung eines trostlosen Verlustes zu begegnen — so war er es wieder, der dem sinkenden Muthe aufhalf, und mit so fester Zuversicht der Seele dastand, als könne er nicht irren — als müsse doch die Sorge endlich weichen.

Auf die Frage, die Doktor Trost an ihn gerichtet, wie lange er bleiben könne, hatte Walther erwiedert, daß er hier in der Stadt eine Anstellung erhalten, und nach wenigen Wochen sein neues Amt antreten

würde, — bis dahin frei sei, und über seine Zeit verfügen könne. — Wenn der Zustand des Kranken die Möglichkeit einer Unterhaltung gewährte, sprach Walther immer voll Hoffnung über seine Zukunft voll dankbarer Anerkennung der Freunde, die er während seines Aufenthaltes auf dem Lande gewonnen. — Er erzählte, daß er seine Anstellung, die seinen Wünschen vollkommen entsprach, der Baronin Torner und Gronau verdanke, die mit dem Eifer wahrer Freundschaft bemüht gewesen, ihm eine unabhängige Lebensstellung zu verschaffen. Der Kranke horchte aufmerksam auf seine Worte — und schaute mit prüfendem Blick dem Sprecher in's Gesicht — und wenn er leidensmüde mit geschlossenen Augen dalag und Walther und Marie stumm an seinem Bette saßen, nicht wissend, ob er schlafe oder wache — dann überlegte der alte Mann — alle die Worte, die über Walthers Lippen gekommen und betrachtete in Gedanken den Ausdruck von lebensfrischer Hoffnung, von Kraft und Energie, die ihm in Walthers Zügen begegneten. — Aber Stunde um Stunde verging — und er sprach noch immer nicht über eine Sorge, die ihn drückte. — Walther fragte nicht nach dieser Sorge, die Trost in seinem Briefe angedeutet hatte. Es lag zwischen ihnen ein Etwas, das beide zu berühren sich scheuten — denn es fielen

darüber hin die Schatten des Todes und der Heiligenschein einer letzten Sorge — und eines letzten Trostes. — Walther war bemüht, die Gedanken des Kranken an das Leben zu knüpfen — dieser fühlte eine gewisse Scheu, Gottes Hand vorzugreifen und fürchtete die Sorge seiner scheidenden Seele auf die Wage zu legen — in einem Augenblicke, wo diese schon schwer herabsank durch Liebe und Theilnahme für ihn. —

Walther hatte Agnes wieder gesehen. — Er — war befangen gewesen, sie — zurückhaltend, förmlich, fast kalt — aber die Besorgniß um den Kranken hatte schnell Erinnerung an die Vergangenheit in Walthers Zügen verwischt, und ein Blick aus Trost's Auge, der Agnes getroffen, das Fremdartige aus ihrem Wesen verscheucht. Auch mit Bernhard, der täglich kam, obwohl er nicht der behandelnde Arzt war, mußte Walther die Bekanntschaft erneuern — aber er sah ihn nicht gern und bemühte sich stets, die Dauer dieser Besuche zu verkürzen — um des Kranken willen, der immer dabei zu leiden schien.

So waren viele Tage vergangen — der Zustand des Doctors veränderte sich wenig, aber ein Sinken der Kräfte war nicht zu verkennen, — er wurde theilnahmsloser für das Leben seiner Umgebung. Dazwischen schien das Herz trennungsschwer in

seinem Blicke hervorzutreten — und dann schloß er wieder die Augen und wendete sich schweigend ab. — Oft lag er wie schlafend da; aber die Worte, die er dann sprach, deuteten auf eine Gedankenkette, die ihn beschäftigt haben mußte.

— „Ich habe viele gute, edle Menschen kennen gelernt," sagte er ein Mal — „und ich mag auch manchem lieb und angenehm gewesen sein — aber freundschaftliche Gesinnungen sind doch nur Kinder des Augenblicks. — Giebt es etwas zu tragen, zu erdulden, wird man es inne, wie jeder allein dasteht auf seinem besonderen Eilande und zwischen uns allen das Meer der Eigenliebe seine Wellen treibt — ein tiefes Meer! Von allen Seiten fließt es ihm zu — tropfenweise und stromweise — und ob auch Vieles hinüber gereicht — und hinüber geworfen wird — und zum Dank verpflichtet und auch zur Wohlthat wird — so sind es doch nur Gaben des Ueberschusses, aber nicht selbstvergessener Opferwilligkeit . . . Wir stehen allein, Johanna — aber dem Allwissenden ist es nicht verborgen — lasse dir das ein Trost sein." —

In einer Nacht, wo Marie sich entfernt hatte, um auszuruhen, sagte er plötzlich: „Vergieb du mir, Marie, daß ich nicht besser für dich gesorgt habe. — Ich bin mit meinen Kräften und Mitteln

nicht haushälterisch gewesen — ich dachte recht zu thun — jetzt fühle ich, daß ich dich, armes Kind, vergessen habe — Marie!"

— „Marie ist nicht hier" — sagte Walther. Trost besann sich, wie er die Tochter selbst fortgeschickt hatte. — „Möge sie nur schlafen, Ehrhard," sprach er dann — „der Armen steht vieles Schwere bevor. Die Nacht ist gekommen," fuhr er nach kurzem Schweigen wieder fort, „die Nacht, wo man nichts mehr gut machen kann. — Mich klagt das Leben an — und auch die letzten Stunden dieses Lebens."

— „Vater Trost!" sagte Walther — „Wie können solche Worte über deine Lippen kommen — du — der im wahren Sinn des Wortes — ein Christ gewesen?" — Trost machte eine abwehrende Bewegung. — „Wollen und Vollbringen ist zweierlei," erwiederte er. „Ich habe danach gestrebt — bin auch zuweilen der Meinung gewesen, daß ich auf dem guten Wege schon recht weit gekommen — aber siehe da — ich fühle jetzt, daß ich die Probe nicht bestehe — nicht weiter bin, als ich gewesen, da ich noch ein Knabe war. Jetzt gilt es — das Gottvertrauen zu bewähren, zu beweisen, daß wir unsere Liebe, Weisheit und unsere Vorsorge — für gering achten — und siehst du — das kann ich nicht! — Auch den Tod vor Augen — vermag ich es nicht!

— Ich liege still und geduldig — das Sträuben hilft nichts mehr, aber das Herz ist voll Unruhe — es hängt fest an dem, was ihm das Liebste ist — und die Sorge um dieses Liebste will nicht weichen. — Nur noch ein Jahr Leben, Ehrhard! Oh mein Gott! Gerne würde ich dann scheiden."

— „Wäre es auch bestimmt, daß du scheidest," erwiederte Walther — „unser Verlust bliebe gleich unersetzlich — aber du hast mir stets Vertrauen bewiesen, glaube mir jetzt — sei für die Deinigen ohne Sorge."

Wie erschreckt unterbrach ihn der Kranke — „Sprich nicht weiter, Ehrhard! — ein übereiltes, unbedachtes Wort — zu einem Sterbenden gesprochen, ist bleibende Fessel... Du hast eine Mutter — für die zu leben deine Pflicht ist — du kannst noch gar nicht wissen, was das Leben dir vorbehalten hat."

— „Gleichviel — dich bei den Deinigen zu ersetzen, so gut — so weit — ich es vermag, muß mir eine heilige Pflicht sein."

— „Nein, Ehrhard — ich sage dir — gieb mir nicht das Bewußtsein eines neuen Unrechts." — Trost hatte hastig und mit Erregung gesprochen — ihm stockte jetzt der Athem — er nahm Walthers Hand, und sagte mit einer Stimme, die matt und unsicher klang: „Mein Segen über dich, Ehrhard! Mein

Vertrauen — und auch meine ganze Liebe hast du — aber — das will ich nicht... Mein Verschulden soll nicht über dich kommen — kein Wort mehr darüber." — Der Kranke hatte sich abgewendet. — Walther schaute vor sich hin — sein Auge war feucht — und doch, was durchzuckte ihn so bange?

Hatte er es gelesen in den Zügen des alten Mannes — hatte er es heraus gehört in der Erregung seiner Stimme? — Waren es das Halbdunkel, die Stille um ihn her — denen der nebelhafte Gedanke angehörte? oder kam er aus seinem eigenen Selbst? Aber er war da — und wurde deutlicher. Das schwere Athemholen an seiner Seite verscheuchte ihn nicht — und in seiner Brust sprach es so laut, daß auch das schwere Athmen des Freundes übertönt wurde. — Er — liebte sie — ja nicht? wie konnte sie sein Weib werden? —

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, und Trost wendete sich wieder Walther zu.

„Ehrhard!" hob er an — „Uns beiden bringt diese Nacht keinen Schlaf mehr... So wie es tagt, wird Marie kommen — dann gehe dich erholen. Auch ich werde zu schlafen versuchen, aber jetzt höre mich an — ich habe nicht Kraft genug, um dir etwas zu erzählen — aber du findest es genau in meinen Papieren verzeichnet... Ich habe unbesonnen

gehandelt, — und fürchte die Folgen dieser Handlung. Ich habe ein Versprechen von Bernhard erhalten — doch der Gedanke verfolgt mich — er könnte es nicht halten — dann Ehrhard, komme du Johanna und Marie zu Hülfe. . . Stehe ihnen bei mit deinem Rath und deiner Besonnenheit, — diese Bitte kann ich an dich richten, du kannst das für mich thun.“

— „Verlaß dich auf mich!“ sagte Walther.

— „Und nun mein Letztes noch! — Es kann vielleicht länger mit mir währen, als wir meinen — deine Mutter und eigene Angelegenheiten fordern deine Zeit — und mich drückt das Bewußtsein, daß du jetzt nur für mich lebst.“

— „Gönne mir diesen Trost!“ erwiederte Walther bewegt. „Mein Bleiben hier — kann es dir drückend sein?“ — —

— „Glaubst du — ich sehe dich nicht gern?“ — sagte der alte Mann — seine Stimme zitterte — und seine Hände, die er mit einer Bewegung des Schmerzes in einander legte, zitterten auch.

— „So lasse mich bei dir bleiben!“ sprach Walther beklommen.

— „Folge dir selbst, Ehrhard!“ — erwiederte Trost mit Anstrengung, „ich will nicht um dein Gehen

bitten, und nicht um dein Bleiben — so oder anders — es wird so sein — wie Gott es will!" —

Der Kranke lag still. Walther schaute abermals in das Halbdunkel des Raumes. Er dachte jetzt an Bernhard — und an die Sorge seines väterlichen Freundes. Die tiefschwarzen Augen mit dem feurigen Untergrunde ruhten vor ihm — aus ihnen sprachen ein tückischer Geist, und wilde Leidenschaft und immer war es Marie, die Walther wie einen bleichen Schatten an diesem finsteren Angesicht vorüberschweben sah, — so bange — so scheu — und doch im Auge — ein geschlossener fester Blick, der dem zarten Wesen einen Ausdruck von Hoheit verlieh.

Der Morgen war gekommen; Walther hatte den schlafenden Kranken — und das Haus der Sorge verlassen. Ihm war es schwül zu Muthe; er ging in gerader Richtung fort — und gelangte endlich an das Ufer des Flusses. Hier war schon reges Leben. — Der blaue Himmel, das blendende Sonnenlicht, der durchsichtige Nebel der Ferne, der mächtige Strom, der ruhig dahinzog, und die bunte Bewegung auf den Schiffen und Böten, das Gewirr und Gedränge an den Ufern, verschmolzen hier mit einander zu einem weiten hellen Bilde, keinen Raum der Phantasie lassend, um dunkle Farben hinein zu malen. — Im glänzenden Morgenlicht löste hier die

Hand des Matrosen die Segel; am Stege kochte ungeduldig das Dampfboot; ein anderes kam rauschend heran — dort wurde die schwere Ladung hinaufgewunden — und aus den Kehlen drangen Laute — frisch und hell wie der Morgen. Den Bug der Schiffe umspielend, die leichten Böte an der Kette schaukelnd, sang die Fluth ein anderes Lied — es klang, als käme es von Weitem herüber — und locke hinaus in das weite Meer. Walther war stehen geblieben. — Wie eng begrenzt — dachte er — ist das Leid, die Sorge des Einzelnen! Ein Tropfen nur, den die Fluth an's feste Land trägt. Er war — und ist nicht mehr! der Strom zieht nach wie vor in seinem Bett dahin. —

Er ging wieder weiter, stand abermals still und sah dem Treiben zu. Was ist eine Wolke, die ein trüber Tag in die Seele getrieben hat? Was ist das Sehnen, das in einer hellen Stunde das Herz ergriffen? die Seele haucht die graue Wolke wieder aus — wie die kräftige Welle das Todte an den Strand hinausspült. Und die Sehnsucht einer Menschenbrust? Wie der Strom zum Meere treibt — ist sie ein Zug in's Unbegrenzte! — Was ist ein Tropfen, der hier und dort verrinnt?" —

Walther wollte schon den Rückweg in die entfernte Vorstadt antreten, als die Glocke eines Dampf=

botes läutete und ein schnell heranfahrender Wagen am Stege stillhielt. — Es war Martha und ihre Mutter — ein junger Mann begleitete sie. — Walther hörte, wie dieser seinen Arm Frau von Halleck anbot — sah, wie diese mit lächelndem Gesicht die Hülfe ausschlug. — Er sah, wie Jener sich der Tochter näherte und Martha willig sich hinüber führen ließ — er wendete sich ab, — theilte die Menge — und keinen Blick mehr zurück werfend verfolgte er seinen Weg. — Das schwere Athmen des Kranken klang laut in seinem Ohr — und das abgehärmte Gesicht der pflegenden Tochter stand fest vor seinem Auge. —

— — — — — — — — —

Vierunddreißigstes Kapitel.

Bekenntnisse und Entschlüsse.

Doctor Trost ruhte schon unter einem Rasenhügel des Friedhofs und das Zimmer, in welchem er gestorben, nachdem er lange auf dem Krankenlager gelitten, mußte aufgeräumt werden — für einen Miether, der bald einziehen sollte. — Die alte Hausmagd stand an der Thür — ihr Waschapparat neben ihr, aber drinnen wurde noch gesprochen. Dann und wann hörte sie ein Schluchzen in dem geschlossenen Raum, und dann fuhr die Wartende mit der harten Hand über die Augen, denn es klang herzzerreißend. Endlich trat Agnes heraus, und die alte Hausmagd sah, wie Marie an dem Bette ihres Vaters niederkniete, und ihren Kopf darauf stützte, als läge noch der alte Mann da, der vor acht Tagen hinausgetragen worden;

sie zog die Thüre wieder leise an und blieb davor stehen, während Agnes in das kleine Empfangszimmer trat. —

„Sie kommt nicht!“ sagte Agnes zu Walther, der dort allein war. „Ich habe gesprochen wie mein armseliger Verstand mich geleitet — und auch sie gebeten, wie mir gerade um's Herz war.“ — Bei diesen Worten wurde Agnes' Stimme heiser: sie machte einen tiefen Athemzug und fuhr dann wieder fort — „Alles vergeblich! mit dem Mädchen ist schwer fertig zu werden, ich habe es ihm immer gesagt, aber er wollte es nicht wahr haben.“ — Agnes schüttelte sich, als schauere sie zusammen, und verdeckte ihr Gesicht mit de.ı Händen. — Die Thränen, die sie nicht zeigen mochte, flossen jetzt eben so — wie die Thränen des Kindes an dem leeren Bette des geliebten Vaters. — Aber es war nur ein Augenblick — und Agnes hatte den Andrang des Schmerzes überwunden. Sie trocknete ihr nasses Gesicht und sagte: — „Es ist nicht gut, eine zart besaitete Natur zu sein, wenn das Schicksal heute oder morgen sagen kann: „Erwirb dein Brod — oder hungere“ — denn hungrig wird man doch, ob das Herz bricht, oder in Lust und Freude aufjauchzt.“

— „Lassen Sie es sein, Agnes,“ erwiederte Walther — „der Schmerz hat seine Rechte; — die Nothwen-

digkeit, ihn zu überwinden, wird schon zur Geltung kommen."

— „Sie wollten doch fort?" versetzte Agnes mit einem Anflug von Gereiztheit; — „Sie wollten Abschied von ihr nehmen? ihr etwas sagen?" — Walther sah auf die Uhr. „Noch habe ich eine Stunde Zeit," meinte er.

— „Sie wird nicht kommen, auch wenn Sie bis zum Abend warten — sie ließ Sie grüßen — und Ihnen danken, und falls Sie was Besonderes ihr zu sagen haben," fügte Agnes scharf betonend hinzu — „und wenn kein Anderer darum wissen soll — so schreiben Sie es ihr." — Agnes sah forschend in Walthers Gesicht und fuhr dann fort: „Hier auf Mariens Schreibtisch finden Sie Alles, was Sie brauchen." — Walther wendete die Augen zu dem kleinen Tisch und zögerte; — er mochte nicht da etwas berühren — nicht Platz nehmen auf dem zierlichen Stuhl von Korbgeflecht, der dort stand.

Es dünkte ihn wie ein unbefugtes Eindringen in jene kleine Welt des Eigenthums, die von dem Innern eines Menschen stets einen Anhauch trägt. Da fiel sein Blick auf ein Bild, welches umkränzt auf diesem Tische stand: er trat heran, schaute einen Augenblick in die Züge des geliebten und verehrten Mannes — setzte sich und schrieb. — Agnes betrach-

tete ihn; — sie konnte nicht anders, sie hatte ihn lieb, noch immer lieb, sie mußte ihn achten — sie mußte ihn bewundern, aber in diese Gefühle war ein scharfer Gährungsstoff gekommen, sie waren trübe geworden, vermochten nicht sich abzuklären. In ihrem Herzen klangen zwei Stimmen — eine für ihn — und eine gegen ihn und bald gewann die eine — bald die andere die Oberhand. — „Hier ist es!“ sagte Walther aufstehend — und reichte Agnes einen geschlossenen Brief — „Geben Sie ihn ab — und nun leben Sie wohl, Agnes!“

— „Leben Sie wohl!“ wiederholte Agnes — aber über ihre Augen zog es wie ein Schatten. — Was unausgesprochen in ihrem Herzen lag, fühlte sie jetzt so schwer werden. — Dieser Scheidegruß erschien ihr wie ein Riß — sie reichte ihm die Hand und sagte: „Nun, um ein Kurzes — begrüßt man Sie doch wieder — als den neuen einflußreichen Beamten.“

— „Wird Ihnen das nicht recht sein, Agnes?“ fragte Walther und hielt ihre Hand fest.

— „Habe ich denn Sie zu der Frage berechtigt?“ entgegnete Agnes.

— „Ich thäte sie sonst nicht“ — sagte Walther.

Agnes zitterte... Er ließ ihre Hand wieder frei und fuhr fort: „Mir, Agnes, fehlt jedes Verständniß

für die Kälte — ja — für das Mißtrauen, die mir hier zuweilen in Ihnen begegnet sind — aber ich scheide von Ihnen mit unveränderter Anhänglichkeit und Hochachtung — und mich dünkt, das Andenken des gleich betrauerten Freundes müßte das alte Band der Freundschaft zwischen uns nur noch fester werden lassen."

— „Ehrhard!" sagte Agnes und sah ihm treuherzig und tiefbewegt in die Augen. „Daß ich Ihnen gut gewesen — das wissen Sie! ich möchte es noch sein, wie sonst — aber ich kann es ja nicht mehr! — Mag sein — daß Sie dafür keine Erklärung finden, aber wenn Sie an mich denken, dann sagen Sie sich, daß mir eine Hoffnung nach der anderen versunken ist — und der Zwang, der Hohn, die Bitterkeit des Lebens mir geblieben sind. Meine verarmte, meine betrogene Seele könnte wahrlich ihre letzte Liebe über Bord werfen, um die Qual los zu werden — könnte in Bitterkeit und Hohn sich ein Ruhebett schaffen — aber sie vermochte es doch noch nicht. Der Mann, der mir ein Freund, ein Vater war, ist todt ... Er starb — mit Sorge im Herzen — für ihn möchte ich — sein Kind hüten und beschützen — und ich sehe es kommen, daß wieder mein Hoffen und Wollen untergehen — und machtlos bleiben werden. Ein dunkler Faden um-

schlang die erste meiner Hoffnungen — und riß nicht ab, als diese traurig dahin welkte. Andere, an die mein Herz sich warm geschlossen, hat er vernichtet — und so wird es mit dieser letzten sein. Ein Mensch, den ich haßte, hat den ersten Knoten dieses Fadens geknüpft — Sie, den ich liebte, schlingen den letzten. — Ob schuldlos — oder nicht? Gleichviel! Sie sind ein Glied geworden der Kette — die den letzten Lichtstrahl aus meinem Leben hinauszerren wird."

— „Ob schuldlos oder nicht? Gleichviel!" wiederholte Walther: „Agnes, ich habe Sie verstanden," fuhr er fort — „und Gott ist mein Zeuge — ich würde Ihnen nimmer grollen, Sie nimmer anklagen können, auch — wenn Sie mich hassen würden. Es würde stets in mir zu viel für Sie — zu viel zu Ihrer Rechtfertigung laut werden — aber sagen muß ich doch — Sie, die so viel Selbstvergessen üben, — Sie, die so viel hingebender Liebe fähig sind, sollten auch eine dunkle Scheidewand in Ihrem Herzen einreißen, die das Licht, die Wärme alles Guten nur bis dahin und nicht weiter dringen läßt. Vergeben Sie mir, Agnes: jener Haß, den Sie als überkommenes Gut, in sich tragen und dulden, ist doch — genau betrachtet — verlarvte Eigenliebe, nein — unterbrechen Sie mich nicht, — aber fragen

Sie sich. — Wenn etwa Bernhard wie Hostmar gehandelt — wenn Bernhard verschuldet hätte, was Horstmar verschuldet — würde Alles dann in Ihren Augen so dastehen wie jetzt?“

— „Sie sprechen — als guter Verwandter, Ehrhard, der viel — sehr viel — zu vergeben sich verpflichtet fühlt!“ — sagte Agnes mit Bitterkeit. Das Blut schoß in Walthers Gesicht. — „Ich rechte nicht mit den Todten,“ erwiederte er nach kurzem Zögern. — „Ja, ich lege sogar — am Grabe des Gefallenen die Hoffnungen nieder, die er mir geknickt, und ich bin, wenn Sie wollen, ärmer an Hoffen geworden, — aber nicht ärmer an Freiheit — denn Knechtschaft birgt jedes Gefühl, das, uns beherrschend, uns auch Empfindungen aufbürdet, die unserem Herzen, unserer Gesinnung doch sonst fremd geblieben wären.“ — Agnes sah ihn betroffen an und senkte dann die Augen. — „Ja, Agnes!“ fuhr Walther fort — „Sie sollten die Hand, die ich Ihnen bieten will, zu gleichem Zweck — durch gleiches Gefühl für unseren dahingegangenen Freund geleitet — nicht zurückweisen — blos, — weil ich jetzt in einem anderen Lichte für Sie dastehe — als sonst — und nun — leben Sie wohl — und bauen Sie auf mich, Agnes — wenn es gilt, Marie zu schützen und zu hüten!“

Walther war gegangen — Agnes schaute traurig vor sich hin. Es war die jüngst verflossene Zeit mit all' ihrem Herzeleid, die sie in Gedanken wieder durch diese Räume ziehen sah; zuweilen schimmerte es heller in ihrem Auge — dann waren es Worte, ein sprechender Ausdruck des Blickes — eine Bewegung, welche Erinnerung ihr nahe brachte — die schon damals vielleicht aus der düsteren Gegenwart — auf eine hellere Zukunft hingewiesen hatten, aber unbemerkt geblieben waren und jetzt von dort wieder — wie wärmend — tröstend — ihr verarmtes Herz berührten. —

Ernst und sinnend stand sie noch da, als Marie eintrat. — „Hier, Marie!" sagte Agnes, „das hat Ehrhard für dich geschrieben, und mir eingehändigt."

Marie nahm den Brief — und senkte die Augen auf dieses eine Wort, das auf dem Umschlag geschrieben stand: — „Marie!" — Die langen Wimpern verdeckten den Blick — aber in dem Schmerzenszug ihrer feinen Brauen und auf ihrer Stirne, die mit dem tiefen Trauerausdruck so regungslos wie Marmor war, lag eine Festigkeit und eine Ruhe, die Agnes jetzt betroffen machten. — „Wirst du nicht lesen, Marie?" fragte sie.

— „Soll ich es gleich? — Sprach Ehrhard von einer Antwort?"

— „Nein, das nicht — aber ich denke — wozu das Lesen aufschieben?“ — — Die Hand zitterte, die den Umschlag entfernte — aber der Ausdruck der Züge blieb unverändert. — Marie las — bog dann das Blatt zusammen und trat an ihren Tisch. Hier schaute sie — in das Bild des Vaters — eine Bewegung malte sich in ihrem Gesicht und dann das Auge davon wieder abwendend — schloß sie die Zeilen ein, die Walther an sie gerichtet hatte.

— „Was schreibt er dir, Marie?“ fragte Agnes, die sie unablässig beobachtete.

— „Tantchen — lies es selbst — oder vielleicht — darf ich nicht?“

— „Das mußt du wissen, Marie — nicht ich.“ — Marie zögerte. — „Er gehört dir“ — fuhr Agnes fort mit sichtbarer Erregung: „Wenn er dich nicht um Verschwiegenheit bittet — gieb ihn mir.“ — Marie nahm das Schreiben heraus — reichte es Agnes, und während diese las — achtete sie nicht darauf, — sie ging an ihre Pflanzen, die am Fenster aufgestellt standen — streifte ihnen die dürren Blätter ab und band sie auf. Diese Pflanzen hatten ja den Sarg des Vaters umgeben — ihre Knospen und Blüthen lagen ja in seiner Gruft.

— „Da hast du deinen Brief,“ sagte wieder Agnes. Marie empfing das Blatt mit gesenktem

Auge — sie wollte nicht sehen einen neuen Zug von Herzeleid, welcher deutlich auf Agnes' Gesicht zu lesen war. Sie verschloß das Schreiben und ging zu den Pflanzen zurück. — „Marie!" hob Agnes jetzt an — „du bleibst hier! und — ich gehe — ich gehe — weil ich muß! Um eine Stunde werde ich Weltgeschichte vortragen — und wie es in mir aussieht, darf nicht durchblicken! darum sprich — du jetzt mit mir!" — Marie ging schnell auf sie zu, legte die Arme um ihren Hals, stützte den Kopf auf ihre Schulter und weinte. — „Marie, sage mir — hat der Vater dir etwas von einer Forderung Bernhards gesagt?"

— „Das nicht!" schluchzte Marie.

— „Aber sprach er sonst von ihm?"

— „Einmal" —

— „Und was sagt er?"

— „Daß ich ihn meiden soll".

— „Weil du ihn nicht gern siehst — Marie — darum?"

— „Nein — weil er nicht achtungswerth ist!" —

Agnes schwieg und drückte das weinende Mädchen fest an ihre Brust ... „Kind gehe — gehe" — sagte sie plötzlich — „da kommt er gegangen. Dachte der Vater so von ihm, sollst du dir keine Gewalt mehr für ihn anthun." — Marie war fort

— in Thränen gebadet flüchtete sie in ihre Schlafkammer. Das Zimmer des Vaters wurde ja schon aufgeräumt für jene gesprächige Freundin, die Marie nicht mochte — aber es war gut so für die arme Mutter — gut für die beschränkten Geldmittel. Marie fühlte keine Sorge um die Zukunft: noch lag für sie die Zukunft im Himmel, wo der Vater war; aber sie dachte an seine Worte, an die Noth, die über die alte Mutter kommen könnte und sie wollte gut und freundlich sein — um des Vaters Liebe willen. —

Agnes hatte Bernhard empfangen, — einige Worte mit ihm gewechselt — und war dann mit ihm gegangen. — Am Eingange der Stadt, als sie sich bereits getrennt hatten, hielt plötzlich General von Friesen Agnes an.

— „Das ist eine willkommene Begegnung!“ rief der alte Herr sichtbar erfreut. „Hier ist etwas, das ich Ihnen abgeben soll — von Fräulein von Halleck.“ — — Agnes empfing einen versiegelten Brief. — „Und dann,“ fuhr der General wieder fort — „Bestellen Sie ein herzliches Beileid von Frau von Halleck und ihrer Tochter; wenn das Herz traurig ist, mag man nicht gern fremde Gesichter sehen — darum will ich nicht hin. — Fräulein Martha und

ihre Mutter sind beide sehr betrübt gewesen — über diese Todesnachricht."

— „Sind die Damen jetzt hier?" fragte Agnes.

— „Vor Kurzem gekommen, gehen in das Seebad an unserem Strande. — Sie werden auch hin — nicht wahr?"

— „Man spricht davon", erwiederte Agnes.

— „Aber sagen Sie mir doch, mein liebes Fräulein Stein" — hob Friesen wieder an. „Wo ist jetzt der junge Mann, den ich im Trauerhause, an dem Tage der Beerdigung gesehen?"

— „Heute abgereist, Excellenz."

-- „So! und kommt nicht wieder?"

— „Er kommt zurück — er ist hier Beamter geworden."

— „Beamter geworden?" wiederholte der alte Herr.

— „Ich empfehle mich Ihnen, Excellenz!" sagte Agnes und verfolgte ihren Weg, den alten Mann etwas verdutzt stehen lassend.

Agnes hatte ihre Geschichtsstunde gegeben — und dann saß sie ernst und bleich neben einer ihrer Schülerinnen am Klavier, — berief und zählte den Takt. Hin und wieder klang ihre Stimme so heiser und tonlos, daß die kleine Baronesse mit großen fragenden Augen der Lehrerin in's Gesicht blickte —

und dann leicht erröthend wieder auf ihre Noten sah. Als die Klavierstunde ihr Ende erreicht, mußten die beiden Mädchen in die Turnstunde begleitet werden, und Agnes folgte den lachenden Kindern. Diese mit ihren Rosenwangen, den himmelblauen Kleidern und weißen Federhüten liefen vor ihr einher — ein helles Bild, — und wie schöne Mailuft und Sonnenlicht jetzt wieder Agnes umfingen, — da rannen große Thränen über ihre Wangen — aber was kümmerte sie das? Was kümmerten sie die Vorübergehenden, die ihr durch den Trauerschleier in's Gesicht blickten? — die Thränen hatten Zeit zum Trocknen, bevor sie die Turnhalle erreicht! Die Sonne neigte sich zum Untergange, als Agnes mit ihren Schülerinnen heimkehrte. — Bei der dampfenden Theemaschine erwartete die Baronin ihre Kinder.

— „Mama! es war wunderschön!“ rief das eine der Mädchen eintretend.

— „Wunderschön?“ wiederholte die glückliche Mutter — und lachte so hell, daß es im Zimmer schallte.

— „Kommt, kommt Kinder — und trinkt schnell Euren Thee!“ sagte Baronesse Emma. „Ich warte schon eine Ewigkeit — Mama und ich gehen in die Garten-Anlagen.“

— „Wo die Musik spielt?“ rief die andere Schwester. „Mama, nimm uns auch mit.“

— „Ja ja, Mama, wir wollen auch hin!“ rief die Andere.

— „Nein, nein!“ fiel Emma ein. „Was wollt Ihr dort thun? jetzt werden keine Kinder da sein.“

— „Aber die Musik!“ riefen die beiden Mädchen.

— „Die Musik!“ wiederholte wieder die Mutter und lachte aus Herzensgrund.

— „Musik könnt Ihr auch hier habeu“ — sagte vornehm und entschieden Fräulein Emma. „Bittet nur Fräulein Stein — sie wird euch eine Polka vorspielen.“

Agnes, die eben an Mutter und Kindern vorüberschlüpfte, um nach ihrem Zimmer zu gelangen, warf auf die Sprecheude einen Blick, der — ein lichtes Roth — der jungen Baronesse in die Wangen trieb. — Fräulein Emma schaute mit aufblitzenden Augen der Fortgehenden nach, und goß dann gedankenvoll den Thee ein. — Als aber die Mutter zu Gunsten der Schwestern entschieden hatte, da zuckte sie unwillig die Achseln und sagte halblaut — „So macht mau die Gouvernanten noch unverschämter.“

— „Aber Emma!“ entgegnete die Baronin und lachte, daß sie kaum sprechen konnte. „Aber Emma! geschieht es denn für die Gouvernante? — Das thue

ich für die Kinder! — Für Fräulein Stein habe ich wahrhaftig keine Gedanken gehabt!" —

In seinem Käfig, den ein letzter Sonnenstrahl vergoldete, schmetterte der allein gebliebene Canarienvogel in dem still gewordenen Gemach.

In ihrem Zimmer saß Agnes, mit dem Kopf auf ihre Hände gestützt. „Oh Vater Trost!" rief es in ihrem Herzen. „So schlecht bin ich nicht! bei all' meinem Sprechen... Jetzt hörst du mich nicht mehr — und ich grolle dir nicht! Ehrhard gabst du dein Vertrauen, und mir hast du deine Grundgedanken nicht aufgedeckt! Oh Vater Trost! — ich grolle dir nicht — aber du hast mir Unrecht gethan! — Hin ist meine Freundschaft für den Einen — und doch lieben will ich den Andern — für dich — obwohl du mir Solches — nicht zugetraut hast!" —

— — — — — — — — —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Magnete.

Schon rückte der Tag, wo Walther sein neues Amt antreten sollte, heran, und er war zur Stadt gekommen. Frau Ehrhard blieb einstweilen bei Tante Helene zurück, bis der Sohn die neue Häuslichkeit zu ihrem Empfange ganz eingerichtet haben würde. Walther hatte das Geschäftliche an diesem ersten Tage seiner Ankunft erledigt. So viel es die kurze Zeit ihm gestattete, war er bemüht gewesen, sein neues Daheim wohnlich zu gestalten und schritt jetzt, als es Abend geworden in die Vorstadt, zu dem Hause der Wittwe Trost.

Johanna empfing ihn herzlich wie sonst, er fragte nach Marie. „Sie ist in ihrem Zimmer mit Friedel," — erwiederte die Mutter. Walther setzte sich und sprach über Dieses und Jenes. — Frau Johanna

war, wie immer, ein williges und mattes Echo — aber dazwischen sagte sie Worte, die so ganz den Einfallssphären des Kindes angehörten, daß Walther bei seinem tiefen und empfänglichen Gemüth sich wieder ausgesöhnt fühlte mit den leeren Schaalen ihrer Fragen und Antworten — und sogar die Betrachtung anstellte, daß ein Mann, der ganz Herz war, wie sein alter Freund, wohl eine Frau wie Johanna zur Lebensgefährtin hatte wählen können. Eine Stunde mochte schon vergangen sein — und Marie kam immer nicht — da bat Walther — die Mutter möge ihr sagen, daß es ihm schwer falle zu gehen, ehe er sie gesehen.

Frau Johanna blickte ihm etwas verdutzt und verlegen in's Gesicht — aber darauf entfernte sie sich ohne Erwiederung. Kaum war sie gegangen, als auch schon Marie in's Zimmer trat. Entschlossen und unbefangen ging Walther auf sie zu.

„Marie!“ begann er, „Sie sehen — ich komme als ein alter Bekannter, der keine Umstände macht, und — erzwinge mir sogar das Wiedersehen“ — fügte er lächelnd hinzu. „Ich werde jetzt häufig kommen,“ fuhr er fort, dem erbleichenden jungen Mädchen muthig in die Augen schauend — „und bitte Sie gleich heute darum — mich zu betrachten, wie einen alten Freund, zu dem man Vertrauen haben kann

und welchem gegenüber man seine Sorgen und Gedanken ohne Scheu aussprechen darf.“ — „Marie!“ hob er nach kurzer Pause wieder an, als diese immer noch schwieg — „Ich habe es Ihrem Vater versprochen, mit That und Rath Ihnen stets beizustehen — das entschuldigt mich — wenn ich so zudringlich bin.“

Marie senkte die Augen. Sie stand jetzt da — vor ihm — wie das Kind, welches des Unrechts sich bewußt wird, und dasselbe bereut. „Ich werde es thun — wie Sie sagen — ich verspreche es Ihnen!“ — gab sie zur Antwort und erhob zu ihm einen Blick voll rührender Abbitte. — Walther sah Thränen in ihren Augen und fühlte sich einen Augenblick ergriffen und verwirrt — er hatte die wunde Stelle in ihrem Herzen berührt.

„Ich nehme Sie beim Worte,“ sagte er dann, die eigene Bewegung schnell beherrschend. — „Und dieses Versprechen, liebe Marie, soll mir die Sorge abnehmen, daß ich unwillkommen sein könnte — wenn ich, der Arbeit und des Alleinseins müde, zu Ihnen kommen werde.“ — — „Die Stadt ist jetzt so leer!“ erwiederte Marie und sprach ruhig und fest: „Kommen Sie hierher — es wird mir immer eine Freude sein, wenn Sie bei uns Erholung finden können.“

Walther hatte das Gefühl, daß er einen ent-

scheidenden Schritt gethan, um in dem Hause seines alten Freundes — die Stellung einzunehmen, die sein Gewissen und seine Gesinnung ihm wünschenswerth machten. Er war zufrieden, Marie dahin gebracht zu haben, Ueberwindung an sich selbst zu üben. Ihm war förmlich wohl zu Muthe geworden — und dieser Ausdruck der Befriedigung lag sprechend ausgedrückt in seinen Zügen. —

So saß er noch eine Weile da — und ging dann fort mit leichterem Herzen, als er gekommen war. Marie eilte nach ihrem Zimmer, die Brust war ihr so voll, ihre ganze Seele erhob sich zum Himmel empor; sie dachte an ihren Vater — sie weinte — aber Schmerz und Liebe waren es nicht mehr allein — auch Hoffen und Dankgefühl — ein tröstend süßer Glaube, wie der geliebte Vater aus den lichten Höhen Segen über seine Lieben bringe, und aus dem Wege räume, was diesen Leid bereitet.

Wochen vergingen; Walther kam fast täglich und war gewöhnlich mit Marie allein. Frau Johanna hatte stets mit dem Haushalt oder mit Friedel zu thun — und waren diese ihrer nicht bedürftig — dann saß sie, das Auge unverwandt auf die Maschen ihres Strickzeugs gerichtet und auf ihrer Stirn lag es so ruhig, als schliefe Alles um sie her, und als träume sie selbst, die Hände emsig rührend, einen fried-

lichen Traum. Agnes — war nicht da — sie war nach dem Auslande gereist, um ihre Schwester Ina nach Mentone zu bringen, und sollte erst zum Schluß der Ferienzeit heimkehren.

Bernhard war Badearzt in dem großen Badeorte am Seestrande. Er kam selten und der Zufall hatte es so gefügt, daß er mit Walther nicht zusammentraf. — Er kam, er sah — und ging. — Er stellte oft Fragen, deren innerster Kern Johanna und Marie verborgen blieb. — Der Raum mit Allem was er enthielt — hatte für ihn auch eine Sprache, seiner Beobachtung entging weder ein Blick noch eine Bewegung, und aus Allem entnahm er gleichsam den Thatbestand über die materielle Lage und über die Gemüthsverfassung der Bewohner und dann schwand er wieder — wie der Gläubiger, der die Ueberzeugung gewonnen, daß er noch Geduld üben müße. Johanna fand ihn schweigsamer, Marie fand seinen Blick unheimlicher denn sonst — und wenn an einem Tage, wo Bernhard da gewesen, sie wieder Walther kommen sah — strahlte ihr Auge diesem noch freudiger entgegen und ihre Freude that Walther wohl. Er beobachtete mit wahrer Befriedigung die Fortschritte ihrer Unbefangenheit, die Rückkehr der jugendlichen Frische — es war kein Vergessen des Vaters — kein schwindendes Vermissen, es war

Sonnenlicht, welches auf einen Grabhügel fiel — Blumen, die dort emporwuchsen, blauer Himmel, der sich darüber wölbte, — Geister, die im Herzen des Menschen wie in der Natur die Widersprüche aus-söhnen, welche Tod und Leben hervorrufen. —

Eines Tages — es war im August — hatte Walther seine Behörde früher verlassen können. Um die reine frische Luft besser zu genießen, und um den wolkenlosen Himmel mit seinem Glanze noch mehr auf sich einwirken zu lassen, nahm er seinen Weg längs dem Ufer des Stromes. In das rege Treiben sich versenkend, das dort die ladenden Schiffe vermittelten, trieb seine Phantasie bald über das Meer hinaus — zu fernen Küsten, wo es jetzt noch schöner sein mochte, dann zu den Rebhügeln, wo jetzt die Traube zu reifen begonnen und dann zu den Bergen, die er sonst — mit hoffendem Herzen — so oft im Sonnenglanze — und so oft von Wolken umkränzt betrachtet hatte, — eingedenk der Sehnsucht, die ihn dort so oft nach der Heimath beschlichen gehabt.

Er war eine Weile so einher geschritten, als wirres Geschrei vieler Stimmen durcheinander seine Aufmersamkeit erregten. Er mußte auf seinem Wege an dem Schauplatze des Tumultes vorüber und sah eine größere Menschenmenge zwei Männer umringen,

die wüthend auf einander losschlugen. Der Eine, ein junger Matrose in rothwollenem Hemde, war eben durch einen Mann in zerlumptem Kittel zu Boden geworfen, als zwei Schutzmänner sich des Siegers bemächtigten und ihn fortzuführen sich bemühten. — „Laßt mich los!“ — schrie der Mann und wehrte sich gegen die Uebermacht. „Laßt mich los, sage ich Euch, ich bin — ein Ausländer.“

— „Vorwärts, du Trunkenbold!“ rief einer der Schutzmänner. „Komm mit uns!“

— „Laßt mich los!“ schrie jener von Neuem — „oder es geht Euch — wie dem Schurken dort — der mich erwürgen wollte.“

— „Du hast mich gewürgt!“ rief der Matrose, der blutend wieder aufrecht stand. „Ein Dieb — ein Bettler — ein Bösewicht bist du.“

— „Holt eine Droschke!“ — befahl eine Stimme aus der Menge. „Auf diese Weise bringt ihr den Mann nicht fort.“

— „Vorwärts!“ schrien die Schutzleute. Der Mann in zerlumptem Kittel taumelte ein paar Schritte mit, dann packte er mit beiden Fäusten die ihn Drängenden an deren Schultern, und einen Stützpunkt gewinnend, schien jetzt die ganze Kraft der mächtigen Gestalt — in seinen Armen zur Geltung zu kommen. Er hatte seine Führer zum Stehen gebracht — und

seinen unförmlichen mit buschigem Haar bedeckten Kopf wie grüßend hin und her neigend, begann er mit einer unerwarteten Höflichkeit, die lautes Gelächter unter den Zuschauern hervorrief:

„Meine Herren — edle Herren — ich bitte Euch — laßt mich los — ich bin ein ehrlicher Maurergeselle aus Hannover. Mein Bruder, der reiche Professor Ehrhard, wird den Schurken von Matrosen bezahlen — ich will gleich hin — laßt mich nur los — ich bitte Euch.“ —

In diesem Augenblicke nachlassender Kraftäußerung erfaßten die Polizeibeamten den Sprecher und von ein paar handfesten Leuten aus der Menge unterstützt, brachten sie den Taumelnden in den herbeigeholten Wagen und setzten sich zu ihm. — Der Bezwungene schrie und fluchte wieder — und noch aus der Ferne hörte Walther den Namen Ehrhard erschallen.

Walther stand betroffen und erschreckt da. — Dieser Mann im zerlumpten Kittel, ein Bild der Verkommenheit und des Lasters, hatte sich auf seinen Vater berufen; das stand unwiderruflich fest für ihn. Sein Vater war aus Hannover gebürtig — hatte seine Eltern, die früh gestorben, nicht gekannt und war als ein armer Waisenknabe von einem Pfarrer aufgenommen und erzogen worden. — Sollte es

wirklich möglich sein, daß dieser Trunkenbold ein Bruder seines Vaters war? Walther schauerte bei dem Gedanken, sich Gewißheit verschaffen zu sollen — er schwankte — trat aber dann, sich entschließend auf den Matrosen zu und fragte, wer der Mann sei, der ihn mißhandelt hätte. — — „Er heißt Dietrichs," erwiederte jener. „Unser Schiff hat ihn gestern aus Stettin mitgebracht. Seit wir am Lande sind, ist er nicht nüchtern geworden — und hat mein Geld vertrunken." — Walther war, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen. Dieser Mann trug also nicht den Namen Ehrhard! — aber — dennoch — zwischen ihm und seinem Vater mußte eine Beziehung da gewesen sein. Diese Erscheinung hatte sich ihm eingeprägt — so scharf, daß er sich sicher fühlte, jenen Mann wieder zu erkennen — er konnte ihn finden und nach einer Lösung forschen. — In ernstes Sinnen versunken, hatte er jetzt den Weg in die Stadt eingeschlagen und schritt seiner Wohnung zu.

Da rief es plötzlich: „Halt!" — „halt!" — und ein schnell an ihm vorüber rasselnder Miethwagen hielt eine Strecke vor ihm endlich still. Baron Max von Torner sprang aus dem Wagen und kam zurück, Walther entgegen. — „Der verdammte Kerl ist stocktaub!" rief er lachend. — „Ich war bei Ihnen, Ehrhard," fuhr er fort, diesem herzlich die Hand schüttelnd

— „Man sagte mir — ich würde Sie bei einer Frau Doctorin finden, beschrieb mir das Quartier — auf Ehre — am Ende der Welt! Ich fuhr auch hin — fand Sie nicht — aber — sah — ein Bild von Mädchen, wahrhaftig! ich habe es begriffen, daß Sie alle Tage dorthin gehen."

— „Es ist die Tochter eines verstorbenen Freundes, dem ich viel Dank schulde," — sagte Walther.

— „Das mag sein!" versetzte Torner lachend. „Aber wäre sie alt und häßlich — Sie würden dort nicht lange bleiben."

— „Wer weiß!" — entgegnete Walther — und wechselte die Farbe im Bewußtsein, daß Torner nicht ganz Unrecht hatte. — — „Ich kenne Sie besser, Ehrhard!" meinte Torner und klopfte diesem auf die Schulter. „Auf Ehre — man kann sich aus Dankbarkeit in Stücke reißen lassen — meinetwegen — aber einem häßlichen Mädchen lange gegenüber sitzen — das ist zu viel verlangt."

Torner lachte und Walther mußte auch lachen — „Kommen Sie jetzt mit mir!" fuhr Torner fort. „Ich habe noch einige Besorgungen zu machen, einige Rechnungen zu bezahlen, und dann bringe ich Sie in den Klosterkeller — wo wir zusammen essen wollen." — Walther war es zufrieden; der immer heitere Torner war ihm in diesem Augenblicke ganz will=

kommen; er half ihm die Erinnerung verdrängen an den Mann mit dem buschigen Haar und mit den stieren glotzenden Augen. — — „Ich bin vor Kurzem zu Hause gewesen“ — erzählte Torner, als sie nebeneinander im Wagen saßen — „Ihre Mutter befindet sich wohl und erwartet Sie bald.“

— „In nächster Zeit hole ich sie ab,“ erwiederte Walther. — „Ich wollte ihr länger den Genuß und die Stärkung des Landlebens gönnen!“

— „Und auch länger frei bleiben, den Abend bei der hübschen Doctorstochter zu verbringen“ — fiel ihm Torner in's Wort — „das weiß man schon.“

— „Diesen Einfluß hat sie gewiß auf mich nicht ausgeübt“ — entgegnete Walther.

— „Ein hübsches Frauengesicht übt immer einen großen Einfluß aus,“ sagte Torner, „und je älter Sie werden, mein lieber Ehrhard — desto mehr werden Sie das einsehen, ich habe es eben noch an mir erfahren. Gestern sollte ich hier sein — aber ich strandete in M. — Ich sah dort Fräulein von Halleck, und — blieb . . . Sie ist schöner denn je — wahrhaftig — und man spricht ganz allgemein davon, daß sie endlich verlobt sei.“

— „Mit Arthur Forster?“ fragte Walther.

— „Sie haben es auch schon gehört,“ versetzte

Torner. „Ein blutarmer Junge, der nur von seinem Amte lebt, aber ein hübscher und ein anständiger Mensch — sie passen sehr gut für einander.“ — „Die Alte,“ fuhr er lachend fort, „mit der ich übrigens sehr glimpflich verfahren bin, — auf Ehre, voller Rücksicht gewesen, — die Zahlungstermine sehr weit hinausgeschoben habe, — ist wieder flott geworden, steuert jetzt nur noch dem Manne nach — und Vermögen ist Nebensache schon geworden.“

Das Wort „Vermögen“ brachte Torner's Gedanken nach Dornfeld zurück. Er begann zu erzählen, wie viel er dort geleistet, und bemerkte nicht, wie wenig aufmerksam sein Zuhörer war. Endlich stockte der Fluß der Rede — und Torner und Walther traten in einen Laden hinein. Ersterer warf eine Rechnung und ein paar große Bankscheine auf den Tisch. Es geschah mit einem Ausdruck, als klebe an diesen Scheinen ein Verzeichniß aller derer, die schon durch seine Hände gegangen, und noch ferner gehen würden, und als müsse der Ladentisch sich senken unter der Ahnung seines Vermögens, wie die Augen der Cassirerin, die eben die hingeworfene Summe in Empfang nahm. Sie fuhren weiter — wieder stand der Wagen still — und abermals mußte Walther Zuschauer sein, wie der in Eitelkeit befangene Torner zu glänzen wähnte, — während — ein Lächeln

der Ironie zum Vorschein kam — wenn die Thüre des Ladens sich hinter ihm geschlossen hatte. Endlich gingen sie zu einem Uhrmacher hinein. — „Geben Sie mir eine Uhr,“ sagte Torner eintretend. „Es soll etwas sehr gutes sein — und wo möglich altmodisch“ — fügte er lächelnd hinzu — „Für einen alten originellen Herrn, der das Neue nicht mag, aber desto mehr auf Unfehlbarkeit der Zeitrechnung sieht.“

— „Ich habe hier eine Uhr, die den gestellten Anforderungen entsprechen würde“ — erwiederte der Angeredete. „Aber ich trage Bedenken, sie jetzt schon zu verkaufen. Ich erstand sie bei einem Manne, bei dem sie in Versatz gewesen, und der Preis, den ich gezahlt — steht in keinem Verhältnisse zu dem wahren Werthe: ich müßte das Dreifache fordern — und vielleicht findet sich der Eigenthümer ein.“

— „Aber, mein Bester!“ rief Torner. „Das letzte ist gewiß nicht zu erwarten. Glauben Sie mir — der Eigenthümer kommt nie wieder!“ — — Er hatte die in Rede stehende Uhr in die Hand genommen, Walther blickte hin, — es war die Seinige.

— „Gerade, was ich brauche,“ sagte Torner sichtbar erfreut. — „Ich gebe sie Ihnen nicht mehr heraus, mein Bester. Verlangen Sie, was Sie

wollen. — Ich zahle es Ihnen aus — und dem leichten Vogel, der dieses Erbstück versetzt hat, können Sie meinetwegen einen Theil davon abtreten.“ — Walther war im Begriff gewesen, dem Handel Einhalt zu thun, aber seine Lippen, völlig entfärbt, schlossen sich wieder. — Es wurde Torner nicht schwer, den ehrlichen Uhrmacher zu überzeugen; er bezahlte den verlangten Betrag — und bemerkte lachend — man möge den Eigenthümer, wenn dieser sich wirklich melden sollte, an Baron Hohenfels auf Berghof weisen, für den die Uhr angekauft worden, und der sicherlich das Ding gleich wieder ausliefern würde.

Als Torner und Walther wenige Augenblicke später beim Mittagessen saßen, dachte Letzterer noch immer daran, sein Eigenthumsrecht auf die angekaufte Uhr zur Sprache zu bringen, Torner zu erzählen, wie er diese in einer Zeit der Noth von sich gegeben hatte — später sie einzulösen versucht und die Antwort erhalten hatte, daß dieselbe bereits verkauft sei. — Mit all’ der Herzensgüte, die Walther in Torner werthzuschätzen gelernt, hatte er aber auch oft einen Mangel an Zartgefühl sich verbinden gesehen, dem zu begegnen er sich scheute. Er fühlte mit Sicherheit, wie er für seine Empfindung kein Verständniß finden würde. — Auch besaß er die Summe, die jener bezahlt, in diesem Augenblicke

nicht, und dieser Umstand bewog ihn zu schweigen. — Der fließende Champagner erhöhte Torners natürliche Lebendigkeit und das zerstreute, wenig aufgelegte Wesen seines Gastes wurde ihm nicht auffällig. — Endlich brach er auf und Walther blieb allein. — Er schritt seiner Wohnung zu — und an dieser vorüber. In den stillen Räumen seiner Behausung mußte das Unbehagen, das ihn beschlichen hatte, wachsen — die Eindrücke, die er empfangen, mußten eine Herrschaft über ihn gewinnen — das fühlte er. Er wollte sich selbst entfliehen und ging weiter — weiter fort — bis er Marie am Fenster erblickte. — Er sah sie aufspringen, um ihm entgegen zu kommen.

— „Ehrhard!" sagte sie, die Thüre öffnend, und mit erglühendem Gesicht. „Ich habe keinen Tag auf Sie gewartet so wie heute!"

— „Und warum?" fragte Walther lächelnd und auch etwas verwundert.

— „Mir träumte, Sie wären krank," erwiederte sie — „und die Arznei, die Sie gesund machen mußte, hielt ich in der Hand; ich sollte sie zu Ihnen bringen — und fand nicht den Weg — irrte voll Seelenangst in der ganzen Stadt umher, bis es endlich finstere Nacht war — und ich todtmüde hier an

unserer Thüre wieder anklopfte — da wurde ich wach."

— „Ein eigenthümlicher Traum," sagte Walther sich setzend. Er sah in ihre guten schönen Augen, die jetzt so freudig glänzten — und dann fuhr er fort — „Nicht so ganz ohne Bedeutung war der Traum."

— „Wie?" unterbrach ihn Marie. „Waren Sie denn wirklich krank?"

— „Krank? — nein! Aber heute gerade hat mich Manches berührt, das wie Krankheit Leiden macht."

— „Hat Sie der Herr gefunden, der Sie hier suchte? Herr von Torner, nicht wahr?" fragte Marie erröthend.

— „Wir waren mehrere Stunden beisammen."

— „Ist Ihre Mutter wohl?" sprach zögernd Marie.

— „Vollkommen wohl; sie erwartet mich. Nein — nein!" fuhr Walther fort. „Mich hat nichts Schlimmes betroffen, aber in jedem Menschen liegt mehr oder weniger angesammeltes düsteres Material und zuweilen kommen Eindrücke, die mit jener Ablagerung verlebter Tage eine Verbindung eingehen — und eben darum ist ihre Wirkung größer, als sie es sonst gewesen wäre!"

Marie schien das Gesagte nicht ganz zu fassen, darüber nachzudenken, aber in der Spannung ihrer feinen Augenbrauen lag etwas Schmerzliches und in ihrem Blicke ein tiefer Ernst.

Walther bemerkte es. — — „Wir hatten heute einen schönen Tag“ — hob er an. „Man athmete Gesundheit ein — Sie waren doch hinausgegangen? Sie waren doch in den Garten-Anlagen?“

— „Ganz früh habe ich die Fenster geöffnet — und eben erst geschlossen“ — erwiederte Marie und lächelte wieder. „Aber in den Garten ging ich nicht — die Mutter war mit Friedel dort.“

Walther fühlte Mitleiden; bei siebzehn Jahren Frühling und Sommer — immer eingekerkert — und doch stets still und geduldig. Ihr genügte schon die Luft — voll Straßenstaub, die durch das offene Fenster drang. — „Das ist nicht gut für Ihre Gesundheit, Marie!“ sagte er wieder. „Die Garten-Anlagen sind hier so nahe: es ist dort wirklich schön um diese Jahreszeit.“

— „Aber ich mag die Menschen nicht,“ fiel ihm Marie in's Wort... „Sonst als ich mit dem Vater hin ging, fühlte ich mich sicher. Damals machte es mir Vergnügen. Aber jetzt? — jetzt fühle ich mich nirgends heimisch — als nur hier allein“ ... Sie hielt einen Augenblick inne; es war wie ein Ab-

brechen mit der Wehmuth der Erinnerung. Dann fuhr sie lächelnd fort: „Agnes sagt, daß meine Menschenscheu an Thorheit grenzt — aber das ist gewiß — wie Agnes leben könnte ich nicht. — Eine Gouvernante — eine Gesellschafterin — immer unter Menschen sein, die man nicht immer lieben kann . . . Oh mein Gott! das wäre sicherlich mein Tod!"

— „Marie! Marie! Was sagtest du da eben wieder!" sprach Frau Johanna, aus dem Nebenzimmer hereintretend und Walther freundlich zunickend.

— „War es Unrecht?" fragte Marie. „Ich denke aber so."

— „Gewiß, Kind, war es nicht recht gesagt — wenn die Noth da ist, muß man Manches thun, das uns nicht gefällt, und der liebe Gott giebt Kraft dazu."

— „Die Noth, Mutter?" — entgegnete Marie und schüttelte ungläubig den Kopf. „Die Noth verlangt Arbeit — nicht einen Dienst, der uns zwingt, immer anders zu scheinen, als wir sind — niemals zu sagen, was wir denken, wie es bei Agnes der Fall ist."

— „Können Sie Agnes darum tadeln?" fragte Walther. „Wer darf denn immer seine Meinung sagen?"

— „Nein!" gab Marie erröthend zur Antwort. „Aber ich könnte doch nicht so sein auch wenn ich

wollte." — „Das scheint dir so," sagte die Mutter. „Ich war nicht älter als du, wie ich schon von Haus zu Haus ging, und die Anfangsgründe lehrte. Ich lernte, daß man gar nicht das Recht hat, immer zu sagen, was man dachte — aber ich gewöhnte mich daran — und da ging es mit Gottes Hilfe viele Jahre."

Marie starrte die Mutter an, als hätte diese mit derselben Gelassenheit zu ihr gesagt: „Du wirst auch von Haus zu Haus gehen — und die Anfangsgründe lehren — es wird dir auch schwer fallen — und wirst dich auch daran gewöhnen." — Wie Frau Johanna jetzt schwieg und mit ihrem guten Bewußtsein der Tochter lächelnd zunickte, floß eine volle Blutwelle in das zarte Gesicht. „Ich würde lieber Nähterin — lieber Scheuerfrau sein" — sagte Marie — und wie das letzte Wort über ihre Lippen gekommen, wendete sie sich Walther zu — und sprach leise, klanglos: „Sie denken gewiß, daß ich sehr kindisch bin?"

Walther sah, wie das Mädchen sich beherrschte um nicht in Thränen auszubrechen. „Ich verstehe sehr gut, was Sie meinen, Marie!" erwiederte er — „sehr gut — aber warum in eine Lage sich versetzen, in welche Sie nicht kommen können?"

— „Ach Ehrhard!" begann Marie und sah ermuthigt ihm in die Augen: „Ich bin ja sehr ver-

wöhnt worden — Agnes hat immer unter Fremden gelebt — Agnes kann lachen, wenn sie traurig ist — ich könnte es nicht — und die Mutter ist so herzensgut, wie ich es niemals sein kann.“

— „So?“ lachte Frau Johanna. „Kind, du wirst viel besser werden — aber der Vater sagte immer: „Vernunft kommt mit den Jahren.“ — Walther lenkte jetzt die Unterhaltung auf Agnes’ Reise und baldige Rückkehr. — Marie wurde munter, erzählte den Inhalt des letzten Briefes, der Agnes’ Ankunft für die nächsten Tage meldete, aber es entging ihr nicht, daß Walther zerstreut war — anders wie sonst — und sie wurde es auch. Dann brachte dieser ihre Gedanken auf einen andern Gegenstand: sie sprach wieder mit dem deutlichen Bemühen, ihn zu erheitern und merkte abermals, daß es ihr nicht gelang. — Endlich — später als gewöhnlich verließ Walther das Haus der Wittwe Trost.

Er hatte Marie noch niemals so lebendig sprechen hören, und aus ihren Worten war für ihn eine Wahrheit laut geworden — ihr selbst vielleicht noch unbewußt, die aber auf seine Seele schwer gefallen. — Das Bewußtsein, daß er Marie — schön — gut — und anmuthig fand, drückte ihn jetzt gleich einem Unbehagen. Gleich einer dunklen Ahnung beschlich ihn das Gefühl, daß er Marie in jedem seiner

ernsten Gedanken wiederfand und als plötzlich die Erinnerung an den Mann mit dem buschigen Haar in ihm auftauchte, war sie ihm willkommen. So unangenehm diese Erscheinung auch für ihn gewesen, es war Wirklichkeit, welche Deutliches von ihm verlangte. — Es war nicht jenes Alpdrücken der Seele in den Traumgebilden einer aufgeregten Phantasie.

Walther faßte jetzt scharf in's Auge jede ihm begegnende Gestalt, die den Stempel der Armuth und Verkommenheit an sich trug und während er so durch die schwach beleuchtete Vorstadt seiner Wohnung zuschritt, schieden sich seine Gedanken auf eigene Weise von einander ab. — Bald hatten sich zwei Rahmen ausgefüllt, welche alt wie die menschliche Gesellschaft, aber noch immer fest gefügt geblieben. — Aus dem Bilde des Einen strahlte ein ernstes aber schönes Licht — Arbeit, Opferwilligkeit, Seelenkraft — groß und schön in ihrer Einfachheit, traten ihn versöhnend aus demselben hervor.

Aus dem Bilde des Andern ergoß sich ein fahler Schein; dort lagen üppig gebettet das Wohlleben mit seiner Schlaffheit — und seinen Lastern — Selbstsucht mit ihrer Hohlheit und Willkühr, — sie ruhten mit geschlossenen Augen. — An ihnen vorüberschreitend wirbelte das Jahrhundert Staub-

wolken auf, die sie deckten, und sah mitleidig und höhnend — auf die Schlafenden herab. —

— — — — — — — — —

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Durchkreuzte Pläne.

Agnes war von ihrer Reise zurückgekehrt. — Nach kurzer Erholung bei der Wittwe Trost suchte sie Walther auf. — „Es thut mir leid, nicht hier gewesen zu sein — als Sie in diese Räume einzogen" — sagte sie eintretend. — „Es wäre mir Herzensfreude gewesen, Ihnen bei Ihrer Einrichtung zu helfen, wie ich es sonst gethan."

— „Sie beschämen mich" — unterbrach sie Walther.

— „Sprechen Sie keinen Unsinn," fiel ihm Agnes in's Wort, „und lassen Sie mich ausreden. Es wäre mir eine Freude gewesen, des Herzens Immergrün hier aufschießen zu lassen als schlichten dunklen

Untergrund für alle Blüthen, die das Leben Ihnen hier schenken möge! Nun — wie geht es Ihnen?"

— „Wie geht es Ihnen, Agnes? was macht Ihre Schwester?" fragte Walther.

— „Sie lebt! und ich bin bei der Armen geblieben — so lange es ging. Sprechen wir darüber nicht mehr! Meine rührige Baronin zieht morgen wieder zur Stadt ein, und übermorgen soll ich mich melden. — Auf duftigem Blättchen erhielt ich diese Nachricht in Berlin. — Oh Gott! das ganze Haus der vornehmen Frau legte sich mir auf die Brust, als ich das parfümirte Schreiben in der Hand hielt! Nun, da sieht man Sie doch wieder lächeln — und das Lächeln steht Ihnen wahrlich besser, als das Ernsthaftsein — aber schweigsam sind Sie nach wie vor."

— „Ich stehe jetzt unter dem Eindruck Ihrer alten Freundlichkeit, die mir ja wieder neu ist" — erwiederte Walther. — „Ich stehe auch unter dem Eindruck einer Willenskraft, die ich bewundern muß."

— „Sie wollen schon wieder Complimente machen" — unterbrach ihn Agnes. „Ich verdiene sie nicht, denn nehmen Sie mir die Sorge, die mich zur Arbeit zwingt, mich in Bewegung erhält — ich würde zusammenfallen, wie der Gummiball, der einen Riß bekommen! — Ja — Ehrhard!" fuhr sie fort und

sah ihm treuherzig und ernst in die Augen. „Ihnen gegenüber bin ich jetzt eine reuige Magdalena — und Reue macht hellsehend und offenherzig. — Ich bin — glauben Sie mir — aus einem Stoff gebildet, der schwer ist, und wenn die mächtigen Triebfedern der Sorge und Arbeit nicht wären, — ich fiele bald vielleicht noch tiefer in den Schlamm, der stehende Gewässer deckt, als meine leichte Baronin, die obenauf bleibt."

— „Das ist schon Uebermaaß an Demuth, Agnes, was Sie so sprechen läßt" — sagte Walther.

— „Demüthig bin ich auch — Sie haben Recht" — erwiederte Agnes — „das macht der alte gute Vater Trost! — Seit ich hier an diesem Orte bin, wo er gelebt, kann ich mich von der Erinnerung an ihn nicht losmachen. Mir ist, als sähe und hörte er mich, wo ich auch sei, während ich — ihn nirgends mehr finde! — Wie ich jetzt zu Ihnen gegangen kam, durch diese wohlbekannten Straßen, wo ich dem alten Manne sonst so oft begegnet bin, dachte ich ich daran, daß er lebend nicht so einen Einfluß auf mich ausgeübt. Damals übersah ich ihn — und jetzt — jetzt — wo er still und stumm unter der Erde liegt, lenkt er mich auf neue Wege — und — ich freue mich, da hinzutreten, wo er gestanden hat. Ist es doch das Einzige, was ich für ihn jetzt

thun kann.“ Wie Agnes diese letzten Worte sprach, wurde ihr das Auge feucht.

— „Oh Agnes!“ sagte Walther: „Wie viel Grund habe ich, beschämt vor Ihnen da zu stehen — Sie machen im Guten gewaltige Fortschritte — und ich? — Ich mache Rückschritte.“

— „So wirklich?“ versetzte Agnes, wieder munter werdend.

— „Mich treiben nicht Reue — und nicht Demuth zur Offenherzigkeit“ — fuhr Walther fort — „aber ich mag nicht besser scheinen als ich bin. Ich bin unzufrieden mit mir selbst — ich bin schlaff geworden, die Gestaltungen auf der Lebensbühne verändern sich für meine Augen und ich glaube — Bitterkeit giebt jetzt den Farbstoff her, den sonst die Frische des Herzens ihnen verlieh. Ich bin sehnsüchtig nach Ruhe und Vergessen — ich bin müde — ja — ich möchte sagen — verdrossen.“

Walther hielt inne, Agnes betrachtete ihn schweigend. Er fuhr wieder fort: „Bei Allem, was mich selbst betroffen, war ich im Reinen mit mir selbst, — ich bin es jetzt nicht mehr — der Seelenspiegel ist gleichsam angehaucht, ich vermag nicht klar hineinzuschauen.“

— „Es ist mir allerdings ganz neu, Sie so sprechen zu hören,“ sagte Agnes. „Aber Sie wecken

den Dämon wieder in mir auf — ich könnte mich beinahe freuen, daß Sie auch so weit gekommen sind — denn sonst, obwohl ich voll Verehrung zu Ihnen hinauf sah, fand ich Sie doch recht unnahbar. — Ich war Ihnen darum nicht weniger gut — das wissen Sie. In Ihrem neuen Zustande fühle ich, daß Sie mir näher treten, oder sollte es meine Magdalenenstimmung sein, die Sie zu mir herabzieht?"

— „Ich kann Ihnen nur das Eine wiederholen," entgegnete Walther mit einem Anfluge von Verlegenheit: „daß ich, Sie betrachtend — mich der eignen Schwäche noch mehr bewußt geworden bin."

— „Da gewinnen Sie schon wieder Ihren alten aristokratischen Schliff" — rief Agnes lachend. — „Dieses Etwas, das mir immer die Empfindung gegeben, als käme jedes Wort, das Sie zu mir gesprochen, von einer Höhe heruntergeschwebt — und als wisse ich gar nicht, wie es da Oben aussieht."

— „Oh Agnes!" hob Walther an — und schüttelte traurig den Kopf. „Sie wissen nicht, wie wenig ich jetzt aufgelegt bin, die Aristokraten in Schutz zu nehmen, wie ich es wohl sonst zu thun pflegte, wenn wir mit einander über dieses Thema sprachen."

— „Sie sind ein schrecklicher Mensch!" — fiel ihm Agnes in's Wort — „Warum mußten Sie mir das

jetzt gerade sagen? ich möchte aufjauchzen vor Freude und ich sollte es eigentlich nicht!"

In diesem Augenblicke brachte Lina einen Brief herein. Walther sah aufmerksam die Handschrift — und wechselte die Farbe.

— „Von wem ist dieser Brief?" fragte Agnes.

— „Von einem Bekannten aus Zürich."

— „Waren Sie mit dem Manne befreundet?" — Walther zögerte. „Ja!" sagte er dann. „Wir haben in einem intimen Verhältniß zu einander gestanden — waren ein halbes Jahr zusammen — später — hörte ich nichts mehr von ihm."

— „Aber Sie hielten etwas von ihm?"

— „Sehr viel, Agnes."

— „Nun dann finde ich, daß er besser behandelt zu werden verdiente," bemerkte Agnes kopfschüttelnd. „Sie legen den Brief auf den Tisch und scheinen kein Verlangen zu tragen, von seinem Inhalt zu wissen."

— „Ich lese auch gleich, — wenn es Ihnen so besser gefällt" — erwiederte Walther und riß das Schreiben auf, aber mit einer Bewegung und einem Ausdruck in den Zügen, die Aufregung verriethen. — Nachdem er den nur wenige Zeilen enthaltenden Brief gelesen, steckte er denselben zu sich — und fragte Agnes, wo sie den Abend des nächsten

Tages zubringen werde — — „Natürlich zu Hause — bei Johanna und Marie,“ erwiederte diese.

— „Ich werde auch hinkommen“ — sagte Walther.

— „Wie kamen Sie aber jetzt dazu, diese Frage an mich zu stellen?“ bemerkte Agnes lachend.

— „Ich suche einen Vorwand, um meinem Züricher Freunde zu entgehen“ — gab Walther mit einer gewissen Bitterkeit zur Antwort.

— „Aber Ehrhard! Warum wollen Sie das?“ —

— „Ganz einfach, weil ich in einer Verfassung bin, die kein Verlangen nach diesem Wiedersehen trägt.“

— „Mir scheint“ — sagte Agnes: „daß man einen Menschen, dem man gut gewesen ist, stets gerne wiedersehen müßte.“

— „Sie mögen Recht haben“ —

— „Nun!“ hob Agnes wieder an: „Meine Moralpredigt soll nicht so lang und nicht so inhaltsschwer werden, wie es die Ihrige einst gewesen. . . Halten Sie es mit Ihrem Züricher Freunde wie Sie wollen — ich freue mich auf den Abend, den wir zusammen verbringen werden. Und jetzt erzählen Sie mir, was hat es für eine Bewandtniß mit Bernhard's Forderung? Ich hörte davon, als Sie schon fort waren, und möchte von Ihnen erfahren, wie

unser alter lieber Trost dazu gekommen ist, in Bernhard's Schuld zu stehen."

Walther erzählte, daß ein Schul- und Universitätsfreund von Doctor Trost in seiner Vaterstadt Hamburg von arger Noth bedrängt gewesen und durch Mittellosigkeit auf eine lebenssichernde Stellung verzichten mußte; daß diesem Mann hier im Lande eine kleine Erbschaft zugefallen war, welche erst nach zwei Jahren erhoben werden konnte — und dieser Umstand — dessen Bitte gerechtfertigt, Doctor Trost möge ihm mit dem Betrage der für Rückzahlung bürgenden Erbschaftsumme zu Hülfe kommen. — Er erzählte ferner, daß Trost, der schon damals leidend gewesen, und nur wenig mehr an Kapital, als die verlangte Summe besaß, zwischen dem Wunsche zu helfen, und der Befürchtung, Sorge über Frau und Kind zu bringen, noch geschwankt — als Bernhard, von dem Falle hörend, das gewünschte Geld auf zwei Jahre zu geben sich erboten hatte, wenn der Schuldschein darüber auf Trost's Namen gestellt würde.

Er berichtete, daß Trost auf die Bedingung eingegangen, den ihm vorgelegten Schuldschein unterschrieben, — — und erst später sich des Umstandes erinnert hatte, daß der Termin der Rückzahlung auf demselben nicht bemerkt gewesen; daß Trost die Wichtigkeit dieser Bedingung zur Sprache gebracht — Bern-

hard sich jedoch verletzt gefühlt, die Vorsichtsmaßregel für unnöthig erklärt — aber die fehlende Clausel in den Schuldschein hineinzusetzen sich verpflichtet hatte.

„Unser alter Freund,“ schloß Walther, „hat es nicht über sich gewinnen können, auf diese Angelegenheit nochmals zurückzukommen. Er hat seinem Verdachte keine Sprache leihen wollen, aber der Gedanke, daß derselbe gerechtfertigt dastehe, hat ihm die letzte Zeit seines Lebens — und den Abschied von den Seinen erschwert.“ — Agnes war schweigend und mit unbeweglichem Gesichtsausdrucke der Erzählung gefolgt, aber in dieser Regungslosigkeit hatten sich ihre Züge wie verhärtet und selbst ihre Stimme klang hart, als sie jetzt, Walther die Hand reichend sagte: „Ich danke Ihnen — leben Sie wohl, Ehrhard! Auf Wiedersehen, morgen Abend.“

Als Walther am Nachmittage des nächsten Tages das Haus der Wittwe Trost betrat, war es nicht Marie, die ihm wie sonst entgegenkam. Frau Johanna nickte nicht freundlich lächelnd aus der Ferne, wie gewöhnlich zu geschehen pflegte, sie kam heute mit einer gewissen Feierlichkeit auf ihn zu. Sie gab ihm schweigend die Hand — und Walther sah, daß sie geweint hatte. „Agnes ist doch hier?“ fragte er, mit der gleichgiltigen Frage den Eindruck deckend, den er eben empfangen hatte. — „Nein — sie

ist zu Dr. Bernhard gegangen" — lautete ernst die Antwort.

— „Zu Bernhard?" wiederholte Walther — und wechselte die Farbe.

— „Die Schuld meines Mannes" — hob Frau Johanna an.

— „Hat Bernhard zur Sprache gebracht?" fragte sie unterbrechend Walther.

— „Es ist fremdes Gut — um drei Monate muß Alles bezahlt sein."

— „Das wird nicht so rasch nöthig sein," — sagte Walther: „Sie können ruhig sein, Frau Doctor."

— „Bernhard will uns helfen," fuhr Johanna, die Worte nicht beachtend, fort: „Was uns sonst an Capital geblieben, soll nicht berührt werden. Es soll nur unsere Habe verkauft werden, und was dann fehlt, will Bernhard — für uns auslegen."

— „Hat er das gesagt?" fragte Walther — mit einer Erregung, die er nicht beherrschen konnte.

— „Er meinte, so würde es doch am besten für uns sein" — erwiederte Johanna traurig und gelassen — „aber Marie" —

— „Marie fehlt es an Menschenkenntniß und Erfahrung," fiel Walther ein. „Aber ihr Gefühl leitet sie richtig — und wenn Marie in Bernhard's Vorschläge zu willigen bereit wäre, Sie dürften es

nimmer gestatten." — Frau Johanna sah dem Sprecher betroffen in's Gesicht.

— „Nun, Frau Doctor!" — sagte Agnes, die in diesem Augenblick hereintrat, auf die alte Frau rasch zuging und sie in ihre Arme schloß — „Wir haben zum ersten Mal im Leben arg miteinander gezankt — doch darum keine Feindschaft mehr — und was meint Ehrhard?" fügte sie hinzu — zu diesem sich wendend — „sagt er nicht, daß ich Recht habe?"

— „Ich glaube," sprach Walther, „daß Sie, Agnes, und ich ganz einer Meinung sein werden."

— „Ich glaube es auch" — versetzte Agnes ernst — „und nun, Johanna," fuhr sie munter fort — „Kein langes Gesicht mehr und keine Thräne mehr! den Muth nicht verloren — ich habe Bernhard gesagt, nur über meine Leiche würdest du mit der Tochter zu seiner Mutter in's Haus ziehen. Bleibt er dabei, eine Auszahlung um drei Monate zu fordern, lieferst du ihm aus, was du an Kapital noch hast. — Was fehlt, wird man auf ehrliche Weise bis dahin erwerben — und verkaufen, was entbehrt werden kann."

— „Dahin kommt es nicht — dafür stehe ich ein" — hob Walther an, „ich bitte Sie, Frau Doctor, und auch Sie, Agnes — Sprechen Sie nicht

mehr darüber — denken Sie nicht mehr daran — und sollte Bernhard kommen, weisen Sie ihn nur an mich."

— „Das wäre ganz bequem," entgegnete Agnes. „Aber Ehrhard, vergessen Sie nicht — ein Beweis kann nicht geführt werden; — vor dem Gesetz — steht die Forderung gerechtfertigt da, und vergessen Sie nicht, daß Sie zu erwerben — eben erst beginnen."

Diese Worte — schienen das Bewußtsein einer traurigen Wirklichkeit in Walther wach zu rufen — das Feuer in seinem Auge, die muthige Zuversicht, die aus seinem Antlitz geleuchtet, trübte sich — und weckte ein secundenlanges Nachdenken. Dann sagte er mit steigender Erregung: „Dennoch Agnes! So wahr ich hier vor Ihnen stehe — das Kapital wird nicht in Bernhard's Hände kommen, und was hier in diesem Hause steht, wird über dessen Schwelle nicht hinaus."

— „Ruhig, ruhig, Ehrhard," sagte Agnes — „Sie waren sonst immer besonnen — bleiben Sie es nach wie vor. — Der Mensch wird Herr der bittern Früchte, der scharfen Pfeile, die das Schicksal mit vollen Händen ihm zuwirft und gegen ihn schleudert — aber ihnen entgehen kann er nicht. Wir wollen mit kaltem Blute das Geschehene und

das Kommende betrachten.“ — Frau Johanna erhob sich jetzt, und wälzte mit einem tiefen Seufzer mehr Leid von ihrem Herzen fort, als mancher nach jahrelangem Kampfe es vermocht hätte. — Sie hatte Marie und auch den Friedel, — sie hatte die Erinnerung an ihren lieben alten Mann, — sie hatte Gott — der für Verlassene sorgt. — Dieses Reichthums wurde sie wieder sich bewußt, und schob von sich die schwere Sorge so leicht und glatt, als hätten Gemüth und Sorge sich eben nur berührt, und nicht tiefer in einander gegriffen — sie fühlte sich Gedankenmüde und ging, die Tochter aufzusuchen.

Agnes und Walther sprachen eine Weile mit einander, dann kam Marie und es zuckte Walther am Herzen, als er diese lächeln sah. — Für sein Auge war sie schon obdachlos — die Noth, eine harte erbarmungslose Macht, hatte schon Fuß gefaßt in diesen Räumen, wo das verwaiste Mädchen noch geschützt und geborgen sich fühlte — um dieses hinauszuweisen, daß es ohne Daheim das Brod verdiene, sich selbst zu schützen und zu stützen lerne. — Er dachte so, als er es kommen hörte. —

— „Nun Mädchen! — das gefällt mir von dir!“ — rief Agnes. — „Im Herzen Sonnenschein — das macht das Dunkel draußen hell — aber umgekehrt ist’s nicht der Fall.“

— „Mir ist zu Muthe,“ erwiederte Marie — „als sei der schreckliche Morgen nur ein langer böser Traum gewesen.“

— „Da bist du mir schon zu hoch über das Dunkel der Wirklichkeit hinausgeflattert,“ bemerkte Agnes. „Es ist mehr als ein böser Traum, es ist eine herbe, harte Nuß, die wir zu zerbrechen bekommen, aber frischen Muth — und Herzenssonnenschein — kann man immer noch bewähren.“

Marie wendete die Augen zu Walther hin — und sie wußte nicht, wie deutlich dieser Blick die ängstliche Frage an ihn richtete, ob er auch wie Agnes denke.

— „Bleiben Sie dabei, Marie“ — sagte jetzt Walther, „betrachten Sie diese Eindrücke wie böse Träume: denken Sie nicht mehr daran.“ — Er sagte es so weich und gut. — „Das will ich auch“ — gab sie zur Antwort. — „Ich kann nicht daran denken“ — fügte sie klanglos hinzu.

— „Marie — wo bleibt der Sonnenschein?“ fiel Agnes ein. Marie lächelte wieder, aber sie sah zu Walther hin und auf der Stirn mit den schmerzlich heraufgezogenen Brauen, im Auge, auf den Lippen stand es geschrieben. „Da ist er — nicht in mir! — In mir ist es dunkel und traurig, aber dieses Licht scheint hinein und dann wird es hell!“

Jetzt stürmte Friedel in's Zimmer — und Agnes, die mit großen Augen Walther und Marie betrachtet hatte, wendete sich dem Kinde zu. — Johanna war dem Knaben gefolgt — und begann den Theetisch zu ordnen. Marie führte Walther an ein Fenster — und zeigte ihm einen kleinen Lebensbaum, der zu kränkeln begonnen, und trotz all' ihrer Pflege immer mehr an Frische verlor; sie erzählte, wie sie ihm frische Erde geben wolle — und wie sie alle ihre Blumen niemals fremder Pflege anvertrauen würde. Walther fühlte sich nicht bewandert auf diesem Gebiet des Wissens und der Erfahrung — dennoch gab er einigen Rath, wie man dem kranken Bäumchen zu helfen versuchen sollte — aber ob er auch sprach, er sah zerstreut aus, und in seinem Auge war ein bleibender fortdauernder Ausdruck, der gar nicht weichen wollte und Marie die Unbefangenheit bald raubte. Ihr wurde zu Sinne, als dränge dieser Blick immer tiefer in ihre Seele hinein, als trete die Gestalt, die neben ihr stand, immer näher an sie heran. — Sie vermochte nicht mehr ihm in's Gesicht zu schauen — sie fühlte sich beängstigt — und sah verlegen auf ihren kranken Pflegling herab. — „Die arme Pflanze," hob Walther jetzt an, „sie trägt in sich die Triebe eines schöneren Landes, wo anders die Luft und der Boden, anders

der Himmel und das Licht, und sie kann dennoch in einer Handvoll fremder Erde leben — die Wurzel beengt und eingeschlossen — nur selten erwärmt durch einen Sonnenstrahl, der kalt ist — im Vergleich zu jenem, der ihrem Wesen Bedürfniß sein muß — das macht die sorgsame Pflege der Liebe."

— „Oh daran hat es meinen Pflanzen nie gefehlt" — erwiederte Marie — und blickte wieder auf — aber da begann ihr Herz schnell und hart zu klopfen und sie fühlte das Blut heiß in ihre Wangen dringen. — Die Ahnung von dem Dasein neuer ihr unbekannter Sphären, die der Menschengeist erreicht und aufschließt, um Wunder zu schauen — so groß wie das Firmament mit seinen Sternen — die Ahnung von einem Schwung der Gedanken, dem das Herz folgen muß — sich frei fühlend von den Sorgen des Lebens — die Tiefe einer gottvertrauenden Seele, welche zu füllen das materielle Glück der Welt nicht reich genug wäre: das hatte Marie schon oft in seinem Auge gefunden — aber dieses Licht, welches jetzt darin lag, — das floß zu ihr — es war ganz deutlich — sie sah sich selbst in diesem Lichte, und konnte es nicht ertragen.

Walther sprach noch: sie hörte nichts mehr — sie blickte nicht mehr auf — sie fühlte nur, daß sein Auge noch immer auf ihr ruhte, daß sie fort wollte

— und die Mutter schien ihr heute langsam, wie sie es nie gewesen.

Endlich rief Frau Johanna zum Abendbrod und Marie war erlöst — jetzt wich sie nicht von Agnes' Seite — aber so oft sie Walther ansah, wenn er das Wort an sie gerichtet, erröthete sie wieder — das Licht im Auge war noch da — und zum ersten Mal sehnte sich Marie nach der Stunde des Abschieds, zum ersten Mal war sie zufrieden, daß Walther von ihr ging.

Am nächsten Morgen ging Walther zu Bernhard und der Gang wurde ihm schwer. — Bernhard erkannte die tiefe volltönende Stimme. Einen Augenblick stand ihm das Herz still, im nächsten weitete es sich in dem Bewußtsein, daß er jetzt verletzen könne — und verletzen würde; — er schob rasch das unscheinbare Kaffeegeschirr, das vor ihm gestanden zur Seite, ging mit hastigen Schritten dem Gekommenen entgegen und nöthigte diesen — in einen auffällig elegant eingerichteten Salon hinein.

— „Wir werden hier ungestört sein“ — sagte er mit einem Lächeln, welches sich unheimlich zeichnete auf den entfärbten Lippen und der grünlichen Blässe seines Gesicht's. — „Du kommst gewiß, um in der Trost'schen Angelegenheit Rücksprache mit mir zu nehmen“ — hob er jetzt an, indem er für Walther

einen Sessel heranrückte und sich selbst ihm gegenüber setzte. — — „Ich bin gekommen,“ erwiederte Walther — „um zu fragen, wie du die Rückzahlung einer Summe verlangst, die mit der Bedingung geliehen und empfangen worden, daß sie nur nach Ablauf von zwei Jahren zurückerstattet wird.“

— „Diese Bedingung ist mir ganz neu — ich höre zum ersten Mal davon,“ versetzte Bernhard mit größter Gelassenheit.

— „Du hast erklärt, daß es unnöthig, diese Bedingung auf dem ausgestellten Schuldschein zu verzeichnen, weil dein Wort genügen mußte — war es nicht so?“ fragte Walther mit mühsam beherrschtem Unwillen.

— „Nein — es war nicht so“ — gab Bernhard mit eisiger Ruhe zur Antwort.

— „Wie? — es war nicht so?“ — wiederholte Walther und seine Stimme zitterte.

— „Gestatte mir dir zu sagen,“ entgegnete Bernhard — „daß der Mann, mit dem ich dieses Geschäft besprochen und erledigt, damals schon krank und geistesschwach war. Er mag meine Worte falsch gedeutet haben — oder er hat dieselben vergessen, — oder auch mit eigenen Voraussetzungen sie verflochten — dafür bin ich nicht verantwortlich. Das Geld, welches ich zur Verfügung gestellt, gehörte

mir nicht. Wäre es mein eigenes gewesen — gewiß würde ich warten.“ — Bernhards Augen waren frech und stechend, als er so sprach — aber auf seinem Gesicht, in seinen Worten lag das Gift unsichtbar wie im Kelch der Pflanze und im Kiefer der Schlange. — Walther fühlte sich angewidert und Zorn und Entrüstung, die ihn fortzureißen drohten, erkalteten in ihm.

Bernhard hatte sich verrechnet — ein Flimmern seiner Augen zeigte es an. „Ich thue für die Wittwe, was ich zu thun vermag“ — begann er wieder. „Ich habe ihr mein Haus angeboten, und wie du siehst, sie hätte es hier weit comfortabler, als in jener armseligen Wohnung, die sie jetzt inne hat.“ — —

— „Auf den Vorschlag könnte sie schwerlich eingehen“ — sagte Walther. „Ich erlaubte es nicht!“

— „Du bist vielleicht im Stande, mehr zu bieten,“ versetzte Bernhard — „vielleicht bist du auch im Stande, für sie einzutreten — und für sie zu zahlen?“ —

Das Blut schoß wieder heiß in Walther's Antlitz: sein Auge trat einen Augenblick hervor und die Stirnadern schwollen an. — Ein unbestimmter Farbenschimmer flog auch durch Bernhard's Züge, der plötzlich sich abwendend, mit einer hastigen und un=

geschickten Bewegung nach einem Gegenstand langte, der auf dem Tische lag. — Noch bevor er ihn erfaßt, hörte er schon Walther sagen — „Ich trete für sie ein — ich werde für sie zahlen!"

— „Vergiß nicht den Termin!" rief Bernhard dem Fortgehenden nach — mit einer Stimme, die plötzlich ihren Klang verändert hatte — — „Von Gestern — zwölf Uhr — an gerechnet — um drei Monate!" — Die letzten Worte hörte Walther nicht mehr. — Ein vielseitiger Mißton, schneidend, höhnend, kläglich — in ohnmächtiger Wuth erstickend, verklang er im Raum und dem Mann, der ihn ausgestoßen hatte, fehlte es an Luft in der Brust und an Kraft in den Gliedern.

Während Walther rasch dahin schritt, saß Bernhard niedergedrückt und matt in seinem Sessel und starrte in den leeren Raum hinein. —

— — — — — — — — —

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Macht des Augenblicks.

Drei Monate! — Walther dachte es, wenn er am Morgen erwachte; er dachte es, während er über den Acten gebeugt in der Behörde saß, und wenn er mit der Mappe unter dem Arme nach Hause eilte. „Drei Monate! — — und wieder ein Tag vorüber!“ sagte er sich noch, wenn er in später Abendstunde in seinem Zimmer auf und ab ging. Ein ruheloser Gedanke, der nicht mehr von ihm ließ, störend in jede Ueberlegung hineingriff und alles Blut ihm zum Herzen trieb!

„Drei Monate!“ — dachte auch Agnes, wenn sie in früher Morgenstunde den Pflichten ihrer Stellung oblag, während sie Fragen stellte und auf die Antwort ihrer Zöglinge achtete ... dachte sie in den

kurzen Pausen der Erholung und bis in die Nacht hinein, wo dieser Gedanke endlich in wirren Träumen unterging.

„Drei Monate!“ — sprach auch zuweilen Frau Johanna und schüttelte dabei bedenklich mit dem Kopfe. Marie beruhigte die Mutter, — und wirklich, Marie dachte jetzt nicht an die Lösung dieser Geldfrage, nicht an die möglichen Folgen einer fehlenden Zahlung, selbst nicht an die Sorgen, die Walther darum haben mußte. Sie dachte nur an jenes eigene Licht in seinem Auge .... Es schreckte sie noch immer, wenn sie es sah, und es schreckte sie fast noch mehr, wenn es in seinem Blicke fehlte. —

An einem Nachmittage nach Hause kommend, fand Walther einen jungen Mann in seinem Zimmer vor.

„Nun endlich!“ rief dieser, mit freudiger Herzlichkeit Walther begrüßend: „Endlich habe ich dich — seit einer Ewigkeit warte ich schon hier.“

„Eben erst bin ich in der Behörde frei geworden,“ erwiederte Walther, der sichtbar befangen war.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, lieber Ehrhard!“

„Sehr lange.“

„Ich hörte von dem Baron von Torner, es ginge dir gut.“

„So ziemlich!" —

„Nur so ziemlich?" — fragte Arthur Forster, mit forschendem Blicke Walther betrachtend. „Seit ich Zürich verließ," fuhr er fort, „haben wir von einander wenig gehört. Ich schrieb dir zwei Mal, aber du" — —

„Ich habe keinen Brief von dir erhalten, — — wann hattest du mir geschrieben?"

„Ja, — das ist zu viel verlangt, daß ich mich jetzt darauf besinnen soll" — sagte Forster.

„Diese Briefe werden mich verfehlt haben," bemerkte Walther.

„Du hast nicht viel dabei verloren," hob Forster wieder an. „Ich freue mich herzlich, daß wir uns nun wieder gefunden, und Vergangenes und Gegenwärtiges mit einander besprechen können. — Du bleibst doch heute hier zu Hause?"

„Gewiß, lieber Arthur!"

Walther entledigte sich seiner Acten-Mappe, die er noch unter dem Arme gehalten; Forster zündete eine Cigarre an. „Hast du inzwischen noch nicht das Rauchen erlernt?" — fragte er lächelnd.

„Ich? — Nein! Ich habe es noch nicht versucht."

„Also noch immer nicht? Weißt du — das spricht für eine gute Stimmung. Ich rauche mehr denn je — das hilft mir graue Gedanken vertreiben

— und Langeweile ertragen — mir fehlt es an beidem nicht!“

„Wirklich? — Ich dachte es nicht,“ sagte Walther — und setzte sich mit einer gewissen Entschlossenheit in Blick und Haltung dem Freunde gegenüber.

„Ewig auf der Axe zu sein,“ hob Forster wieder an — „Von Brandweinsküche zu Brandweinsküche zu fahren — von einer Bierbrauerei zur andern — wirklich! das ist eine schwerlich geistbelebende Beschäftigung — eine Pflichterfüllung, die wenig Anlaß zu lohnendem Bewußtsein giebt. — Du bist viel besser daran!“

„Wirst du diesen Posten jetzt nicht aufgeben?“ — fragte Walther. —

„Fällt mir nicht ein, ich habe ihn kaum seit einem halben Jahre und man wird gut bezahlt — viel besser als bei unsern Landesposten. Bei einem solchen könnte ich nicht bestehen, denn ich bin unverbesserlich, immer ohne Geld, verstehe es nicht wie du mit wenigem auszukommen.“

„Die Aufgabe kann unter Umständen schwer sein,“ sagte Walther.

„Für mich, Lieber, ist sie es immer“, bemerkte Forster, „obwohl ich nur für mich zu sorgen habe; und wie bist du in pecuniärer Hinsicht jetzt gestellt?“

„Ich — ich hoffe auszukommen, indessen hat

mich der Geldmangel in letzter Zeit gewaltig verstimmt und gedrückt.“

„Ich dachte mir, daß es so sein würde,“ fiel Forster ihm in's Wort, „und dieser Gedanke hat mich zum Theil veranlaßt, dich baldmöglichst aufzusuchen. Ich bin nämlich im Stande, eine Summe von dreitausend Rubeln, die ich anlegen will, dir anzubieten“ — Forster hielt inne, der Ausdruck, der in Walthers Zügen sich malte, machte ihn betroffen, ein wehmüthiger Ernst zeichnete sich einen Augenblick in seinem Auge und er fuhr lächelnd fort — „Ich finde es sehr begreiflich, daß du so überrascht bist, besonders nach dem, was ich vorhin gesagt habe. Ich bin es noch weit mehr gewesen: besinne dich auf Hermann K. Du weißt, ich half ihm mit dieser Summe einmal aus und glaubte nicht, daß er sie jemals zurückzahlen würde. Vor vierzehn Tagen erhalte ich plötzlich einen Brief von ihm, er ist ein ganz solider Mensch geworden, ist avancirt, steht sich ganz gut und zahlt Alles zurück. Ich war betroffen, beinahe in Verlegenheit, was sollte ich mit dem Gelde beginnen? Papiere kaufen, deponiren, Coupons erheben, langweilige Gänge und Beschwerden für solch' lumpige Summe?... Fast verdrießlich darüber, begegne ich dem Baron Torner, der gerade von dir kam, mir dieses und jenes von

dir erzählte und wie schon Gedanken, an einander sich reihend, bisweilen Mancherlei ausmalen, was wieder zu neuen Gedanken führt, so kam ich auch dazu, mir einzubilden, daß du des Geldes jetzt gerade sehr bedürftig sein könntest."

„Kannst du wirklich diese Summe jetzt entbehren?" fragte Walther, „kann ich sicher sein, daß du sie anzulegen beschlossen? daß es nicht Torners leichtfertige Reden, die dich zu meinen Gunsten jetzt so handeln lassen?"

„Gewiß Ehrhard! es ist das Vernünftigste, was ich thun kann. Behielte ich dieses Geld, es würde bald nicht mehr vorhanden sein. Mein Amtsposten giebt mir jetzt das Nöthige zum Leben, und hänge ich denselben an den Nagel, nehme ich von dir mein Capital zurück und habe dann die Mittel, eine Zeit lang in der Welt herum zu bummeln, was, wie du weißt, mir viel mehr zusagt, als ein Amt."

„Ich nehme dein Anerbieten an," sagte Walther bewegt, „du erweist mir eine Wohlthat, aber du bist in einem Irrthum befangen. — Nicht für mich bedarf ich dieses Geldes!"

„Mir ist es gleich, wie es dir nützlich wird — es freut mich, wenn es dir nur gelegen ist."

„Mehr, als ich es sagen kann."

„Neulich," hob Forster an, „als ich dich nicht zu

Hause fand, obwohl ich mich rechtzeitig angemeldet, hatte ich die Absicht, einige Zeilen für dich zurückzulassen; jetzt thut es mir leid, daß ich es nicht gethan, du wärest der Sorge früher losgeworden."

„Es war nicht recht von mir," entgegnete Walther, „daß ich dich damals nicht erwartet habe; ich bin dir das Geständniß schuldig, ich war in jener Stunde nicht Herr meiner Empfindungen, ich war es heute nicht, als ich dich wiedersah!"

„Du hast mich allerdings etwas frostig begrüßt," versetzte Forster lächelnd, „aber ich verdenke es dir gar nicht. Solche Gemüthsverfassungen, in denen man nicht mehr ganz zurechnungsfähig ist, kommen schon vor — ich habe es eben durchgemacht — — bin oft in entsetzlicher Laune gewesen. — Jetzt ist's vorüber — ich bin wieder im Reinen mit mir selbst und die Liebe für mich ein überwundener Standpunkt." — Forster lächelte, aber die Furchen auf seiner Stirn traten scharf hervor.

„Du sagst vielleicht etwas zu viel mit diesem Wort," bemerkte Walther, der eines auffallenden Farbenwechsels sich bewußt wurde.

„Nein! und wenn du willst, auch ja," erwiederte Forster, „möglich bleibt es, daß ich mich abermals verliebe — dafür einstehen, kann ich nicht, doch ich denke, es wird anders sein: was gewesen, kommt

nicht wieder. Ich habe unter der Herrschaft einer tiefen Neigung lange gestanden, habe viel durchgemacht und mit dieser Neigung, die groß war, ist es aus. Ausdauer in gewissen Dingen, obwohl sie zum Ziele führen könnte, ist nach meiner Meinung doch nur Gefühlsarmuth. — — Ich könnte nie befriedigt sein, wenn ich mehr gebe, als empfange und ebenso wenig könnte diese Wahrnehmung mich reizen, eine Frau zu besitzen. Ich will ein ganzes und ein frisches Herz! — Zuneigung, die ihr Dasein gewonnener Achtung verdankt — vertrauende Freundschaft — Bedürfniß nach Ruhe und Schutz können natürlich vorzüglich, ja unter Umständen schön und Theilnahme erregend sein, aber sie bilden dennoch einen Kern, der, obwohl jenem der Liebe ähnlich, in der Ehe bitter gefunden werden kann: ich würde mich damit niemals aussöhnen, es nie ganz verwinden."

„Oh das begreife ich vollkommen" — sagte Walther.

„Wir sind darum begünstigt," fiel Forster wieder lächelnd ein, „oder stehen auch den Frauen nach, das kommt auf Ansicht an, und ist vielleicht ein tiefes psychologisches Geheimniß. Aber das ist gewiß, ein Mann kann eine Frau noch glücklich machen, ihr nichts schuldig bleiben, auch wenn er früher in

Beziehungen gestanden hat, die ihm tief in's Herz gegriffen haben, aber eine Frau mit ähnlichen Erinnerungen kann einen Mann mit richtiger Gesinnung nie befriedigen!"

„Du hast recht, aber wo finde ich die Erklärung für diesen Egoismus der Liebe?" fragte Walther.

„Ja, das weiß ich nicht, aber es ist nun einmal so."

— „Ist er ein Zug unseres besseren Ich's, entstammt von den untergeordneten Bedingungen unserer materiellen Natur? Wenn wir im eig'nen Selbst Frische genug finden, um noch ein ganzes Herz zu bieten, nachdem wir eine Liebe zu Grabe schon getragen, warum erscheint uns dieser Zustand einer Frau, die uns theuer ist, so unvereinbar mit den Anforderungen, die wir an sie stellen?"

Forster betrachtete Walther mit einem gedankenvollen Ausdruck; dieser fuhr nach kurzer Pause fort. — „Warum sollte nicht auch ein Frauenherz Gefühl und Erinnerung abstoßen können? Ist es billig, daß wir für die Frauen nicht gelten lassen wollen die Macht der Umstände, der Eindrücke des innern Lebens? — Empfindung stockt, strömt nicht fort, auch dann, wenn das Wesenhafte, woran sie sich geschlossen, durch das Schicksal ihr entrückt!"

„Für wen suchst du eigentlich eine Rechtfertigung

oder eine Anklage zu formuliren?" unterbrach ihn jetzt Forster. „Ist es etwa für mich in Zukunft? oder willst du mich an Nachsicht mahnen?"

„Ich stelle allgemeine Betrachtungen an," erwiederte Walther.

„Nur allgemeine Betrachtungen?" wiederholte Forster. — „Nun, was mich betrifft, du weißt, ich bin kein Meister im Philosophiren, doch für das eigene Ich weiß ich, woran ich bin. — Sollte ich mich abermals verlieben, ich werde bestimmt keine Gewissensbisse darum haben und ebenso wahr ist es auch, daß Anklage mir fern geblieben und fern bleiben wird. — Man kann Fräulein von Halleck nicht höher stellen, nicht mehr bewundern, als ich es thue. Ich beneide den Mann, der in ihrer Erinnerung so fortlebt — aber ihm Boden abgewinnen — mag ich nicht!"

Forster hatte ernst, fast bewegt gesprochen, aber der abermalige Farbenwechsel in Walther's Zügen war war ihm nicht entgangen.

„So denken, so fühlen, wie du, wäre mir unmöglich", sagte jetzt dieser.

„Ein anderes Mal, wenn wir beisammen sind, will ich mehr davon sagen", versetzte Forster, „aber jetzt, Ehrhard, ist es an dir, aufrichtig zu sein. — Ich bin ganz irre geworden — wie steht es denn

mit dir? Ich fürchtete dich sorgenvoll zu finden, aber den Schimmer des Glücks erwartete ich in deinem Auge zu sehen, — ja nach dem, was Herr von Torner mir erzählt, glaubte ich dich schon verlobt oder auf dem Wege dahin?"

„Nein," sagte Walther nach kurzem Bedenken „so weit ist es nicht — doch es könnte bald sein."

„Also doch, und dann, warum so ernst?"

„Ich glaube, das freie Ich sträubt sich gegen die treibende Gewalt des Schicksals," gab Walther zur Antwort.

„Wie? des Schicksals?"

„Ja, Arthur! darum ist meine Liebe ernst — fast traurig, und doch, es ist Liebe — mein Herz ist schwer und beklommen und doch, es ist warm. — Ich komme mir vor, wie — die Pflanze, die im Sonnenlicht welk wird, weil harte Erde ihre Wurzeln drückt." — Walther erzählte jetzt dem aufmerksam hinhorchenden Freunde von seinen Beziehungen zu dem Trost'schen Hause — von seinem Verhältniß zu Marie. — Er sprach sehr lange — und schloß endlich — „Wie du siehst — habe ich Marie — nicht zu widerstehen vermocht — und so das Wachsen ihrer Zuneigung für mich begünstigt — aber — ich fühle nicht jenes doppelte Leben, — jenes Ueberreichsein, wenn die Seele in einer anderen Seele

lebt — und nur in dieser sich ganz wiederfindet — darum scheue ich das bindende Wort, aber das Gewissen sagt mir, daß es gesprochen werden muß. Sie steht allein und schutzlos da — sie ist aus einem Stoff gebildet, der zu weich, zu zart ist — für die Verhältnisse, in die das Leben sie gestellt hat. Vertrauungsvoll hat sie mit ihrem ganzen Herzen sich an mich geschlossen . . . Für sie bin ich Alles! — und das wird entscheidend für mich werden."

„Nein, lieber Freund! das ist zu viel gesagt," hob Forster jetzt an. „Das sind noch keine Gründe, um eine Ehe zu schließen, um's Himmels willen, lasse dich nicht fortreißen durch deine Phantasie und übertriebene Gewissenhaftigkeit — der Wahn ist kurz — die Reue ist lang, darum prüfe, wer sich ewig bindet" —

„Was mich verstimmt," fiel ihm Walther in's Wort, „ist, daß ich nicht fortgerissen werde, daß liebeleere Vernunft mit ihren scharfen Augen meiner Empfindung auf den Grund dringen kann, daß kalte Besonnenheit in mir sich immer wieder geltend macht und mich verdammt."

„Danke Gott, daß dem so ist und daß du der eig'nen Schwäche dich bewußt wirst — denn Schwäche ist es, Ehrhard! Mich freut es ungemein, ganz ungemein, daß du eben wahre Liebe fühlst, jetzt

darf ich es sagen, verdamme mich, wenn du willst — aber ich sage es doch: Pastorstöchter, Doctorstöchter, das ist nichts für dich."

„Dem eingefleischten Aristokraten muß ich die Ansicht schon zu gute halten," erwiederte gelassen Walther.

„Keine Regel ohne Ausnahme," versetzte Forster. „Maria Trost ist gewiß eine solche, sonst hätte sie dir nicht gefallen, aber dennoch — glaube mir — würde sie deine Gattin — es könnten perfide Dissonanzen in deiner Ehe nicht fehlen!"

„Fehlen sie etwa bei euch?" fragte Walther und schüttelte den Kopf.

„Auch nicht!" erwiederte Forster, den sprechenden Blick seines Freundes ruhig aushaltend. „Aber ich meinte nicht — diese vermeidlichen und unvermeidlichen Dissonanzen, die sich in allen Ehen wiederfinden, sondern eine andere, die nicht durch einen falschen Ton bedingt ist und nichtsdestoweniger die Harmonien stört — wie eine unscheinbare Kleinigkeit, welche, den Resonanzboden oder die Saiten berührend, in allen Tönen störend durchklingt.

„Ich verstehe, was du meinst" — sagte Walther — „für mich kannst du ruhig sein, — überdies suche ich jene Veranlassungen zu Störungen der Harmonie nicht, wie du, in dem innersten Wesen des

Menschen — sondern in Eigenthümlichkeiten, die durch Gewohnheit ihm anhängen, und darum sehr unwichtig sind, — ein Stück unfreiwilligen Seins, welches ihn nicht beherrschen darf."

„Es ist etwas Angeborenes," fiel Forster ein — „und dem Kerne des Menschen so verwandt, wie ein Blutstropfen dem anderen in seinen Adern."

„Und wenn dem auch so wäre," sprach Walther mit Erregung — „den gröberen Stoff, der uns allen angeboren ist — will ich lieber im Unwesentlichen — als im Wesentlichen und das Menschlichschöne lieber im Wesentlichen als im Unwesentlichen hervortreten und sich zeichnen sehen!"

„Du fängst an, wie ich sehe, volksthümlich, radical zu werden, seit wir uns nicht gesehen," bemerkte Forster lächelnd, „und ich denke, diese Richtung müßte dir jetzt noch ferner sein, als sonst."

„Sie ist es noch," erwiederte Walther, „obgleich bürgerliches Blut in meinen Adern fließt, habe ich in der kleinen von den Massen angefeindeten Minderzahl des menschlichen Geschlechts die Träger der sittlichen Entwickelung hier gefunden und gebe es jetzt noch zu, daß sie bei uns dazu berufen ist. Aber oh, ich habe Eindrücke empfangen, ich habe Erfahrungen gemacht, die gewiß manches in mir umgestaltet haben und ich muß es sagen, das Große und Er-

habene im Menschen habe ich ergreifend schön gerade da hervortreten sehen, wo an dem Drucke der Verhältnisse schwer getragen wird."

„Das Ergreifende," fiel Forster ein, „liegt in der grell hervortretenden uralten Geschichte vom Menschen, der aus Eden verwiesen, zu mühseliger Arbeit verdammt ist; dieses unlösbare Räthsel wird zur Folie, wo wir ein Leben eng begrenzt und gleichsam an die Erdscholle gekettet erblicken."

„Ich habe Poesie da blühen sehen," begann Walther von Neuem, „wo Nahrungssorgen jeden Aufschwung brechen müssen und Muth und Kraft habe ich bewundert da, wo Arbeit und Naturverläugnung diese täglich aufreiben."

„Alles zugegeben", sagte Forster, „nun, wie weiter?"

„Wie weiter?" wiederholte Walther und schaute in die Augen des Freundes, die mit einem Ausdruck von Siegesbewußtsein auf ihm hafteten.

„Wenn du willst, werde ich fortfahren. Wo habe ich hier Muth und Kraft vermißt? — wo sie einem edleren Zwecke dienen sollten, als dem Broderwerbe!"

„Weil du an jeden Einzelnen die Aufgabe gestellt," warf Forster ein.

„Wo hat mir hier Poesie gefehlt? Wo begünstigte

Verhältnisse Geist und Herz freihalten von dem Druck, der zu Boden neigt."

„Weil du sie da zu suchen dich berechtigt hieltest!"

„Wo sind mir das Schöne und Erhabene nicht begegnet?" fuhr Walther fort, der Unterbrechungen nicht achtend, „dort, wo ihre Träger weilten."

„Wahr, sehr wahr für Viele, aber doch nicht für Alle?"

„Für die Ausnahmen bin ich nicht blind gewesen," sagte Walther.

„Aber hart für die Art bist du geworden! doch die Art ist gut und du bist selber von der Art! Höre mich jetzt an," sprach Forster, ernst werdend, weiter. — „Die Ausnahmen tragen in sich die Ideen der sittlichen Höhe, der echten Menschenwürde unbeschränkt und frei von entstellenden Rissen, wie solche hier bei den anderen Ständen häufiger vorkommen und immer sind und werden welche da sein, die den Stamm rein erhalten. Die Eindrücke, die du empfangen, die Erfahrungen, die du gemacht, haben dir jene Vielen unter uns gegeben, die dem Gelde nachlaufen — oder die Trägen, welche nur durch die Macht des Grundbesitzes etwas sind, und dem Moose ähneln, das am Felsen wuchert. Aber auch diese Vielen: versetze sie in die Schichten der Gesellschaft, die des Zwanges der Verhältnisse noch bedürftig sind. Du

würdest es wahrnehmen, daß sie zu Höherem bestimmt gewesen." — Walther schwieg. — Forster betrachtete ihn — und sagte dann: — „Höre, Ehrhard, versprich mir, daß du dich nicht verlobst, bevor du längere Zeit die Sache überlegt, und jetzt lasse uns anstoßen, wie wir es zuweilen in Zürich gethan, — jeder auf des Andern Wohl und Glück!"

Die alte treue Lina hatte derweile den Theetisch gedeckt, auf Walther's Geheiß auch eine Flasche Wein hingestellt. — Diese ergriff jetzt Forster und goß die Gläser voll. — In Walthers Augen schimmerte es — sein Herz schlug schwer und voll — er vermochte nicht ein Wort zu sprechen und führte stumm das Glas an seine Lippen; Forster leerte das seinige und sagte dann:

„Bin ich, Ehrhard, mit mir fertig geworden — wird es dir in deinem Falle noch viel leichter werden."

„Brechen wir ab," fiel ihm Walther in's Wort. — „Ich spreche jetzt, wie du vorhin; — ein anderes Mal — wenn wir beisammen sind, will ich mehr davon sagen".

„Gut!" gab Forster zur Antwort. — Walther und Forster blieben noch eine Weile beisammen und jeder mied sorgfältig Alles, was an das frühere Gespräch errinnern konnte. — Endlich ging Forster und Walther begleitete ihn. —

„Auf Wiedersehen — in vierzehn Tagen!“ sprach Forster, als sie sich trennten.

„Lebewohl!“ sprach Walther. — Ein langer Händedruck und ein sprechender Ausdruck im Auge schienen jedem zu sagen, wie viel jeder für den Andern auf dem Herzen mit sich nahm.

Walther hatte schon den halben Weg nach seinem Hause zurückgelegt, als er Agnes daher kommen sah und verwundert war, ihr in so später Stunde zu begegnen.

„Meine Schülerinnen spielen heute Zukunft — sie sind mit der Mutter auf einem Ball“ — erzählte Agnes. — „Ich habe den frei gewordenen Spätabend bei Johanna und Marie verbracht und wir haben auf Sie vergeblich gewartet.“

Walther erklärte sein Ausbleiben.

„Ich gönne Ihnen von Herzen Ihren Freund,“ sagte Agnes, „und überdies haben Sie nichts verloren — Marie war heute ungenießbar!“

„Und warum?“ fragte Walther.

„Weil ich gehört, daß für die Baronin Horstmar eine Bonne oder eine Gouvernante gesucht werde und dieser das Doppelte meines Gehaltes zugesichert sei, — und dabei an Marie gedacht — und gemeint hatte, sie könnte auf ein Jahr versuchen, auch ihrerseits Etwas zu erwerben.“ — Während Agnes

solches sprach, war es Walther nicht entgangen, daß sie beobachtend ihn ansah.

„Und was sagte Marie?“ fragte er jetzt.

„Nun das können Sie sich denken“ — erwiederte Agnes — „sie sagte: „Nein!“ — und wurde bleich, als wollte ich ihr etwas Entsetzliches zumuthen — und dann kam der obligate Thränenstrom.“ — Walther wechselte die Farbe, und, ungeachtet der schwachen Straßenbeleuchtung — Agnes merkte es wohl. „Nun, was denken Sie dazu?“ fuhr sie fort, indem sie noch schärfer ihm in die Augen sah. — „Wenn Sie zureden, hilft es vielleicht — die Mutter würde ihren Segen geben.“

„Wir sind von der Hauptsache jetzt befreit,“ hob Walther an und theilte Agnes mit, wie er in den Stand gesetzt worden, Bernhard zu befriedigen. — „Ich werde morgen hin“ — fügte er hinzu — „Marie die gute Nachricht zu bringen — und wenn sie morgen so denkt, wie heute, werde ich gewiß der letzte sein, der ihr zureden wird, diese Stellung anzunehmen. Die Baronin Horstmar ist das Ideal einer Frau, aber ich glaube dennoch, daß Marie durch ein plötzliches Herausgerissenwerden aus den früheren Verhältnissen viel zu leiden haben würde.“ — Walther und Agnes schieden von einander. —

Weitergehend überlegte Agnes die Worte, die

Walther gesprochen, sie wog und deutete sie — während er bewußt sich wurde, wie der Stoff zum Nachdenken durch die eben erhaltenen Mittheilungen noch angewachsen war. —

Am nächsten Morgen, als Walther die Stunde schlagen hörte, die ihn in die Behörde rief, ergriff es ihn wie Unbehagen — war denn der Tag schon so weit vorgerückt? oder war es noch so lange hin, bis er Herr seiner Zeit wurde? ihm war es selbst nicht klar, warum das Schlagen der Uhr ihn so unbehaglich berührte. In seinem Herzen, in seinen Gedanken war etwas, das ihn gewaltig zu Marie drängte, aber auch — ein dem widersprechender Zug. Er hätte die Zeit gern still stehen geheißen, bis er diese Unruhe überwunden, und ein klares Bewußtsein in ihm sich festgestellt. Aber die Zeit schien dieser Unruhe zu spotten — schneller denn je die Minuten zu jagen und das Unbehagen wuchs, je weiter der Stundenzeiger auf dem Zifferblatte vorschritt.

Walther hatte die Behörde verlassen, sein Mittagsmahl kaum berührt. Dann war er lange Zeit auf und abgegangen, bis er sich endlich sagte, daß er nicht länger zögern dürfe, eine Nachricht zu bringen, die die Sorge verscheuchte. Er sah Marie von weitem, als er dem Trost'schen Hause näher kam. — Wie

ein Schatten glitt schnell ihre Gestalt an den Fenstern, die zur Straße gingen, vorüber. „Würde sie ihm heute auch entgegenkommen? — oder hatte sie heute noch geweint und würde sie es ihm verbergen wollen?“ so dachte Walther. Als er einige Augenblicke später in's Haus trat, stand Marie vor ihm, ihre Wangen waren leicht gefärbt — ein Lächeln lag auf ihren Lippen — aber im Auge ein schwerer Gedanke und ein fast ängstliches Hinaufschauen in sein Angesicht.

„Ich bringe Ihnen eine gute Nachricht“ — sagte Walther. „Um einige Tage ist es mir möglich, Bernhards Forderung zu tilgen.“ — Es malte sich keine Freude in ihren Zügen, auch keine Verwunderung. Ernst sah sie ihn an, und ihr Lächeln war traurig. Walther erzählte jetzt von Forster — sie hörte zu mit unverändertem Ausdruck. Einen Moment, als er von seinen Freundschaftsbeziehungen zu Forster sprach, glaubte er einen feuchten Glanz in ihrem Auge zu sehen — „Marie!“ schloß er endlich — „Ich dachte Ihnen eine freudige Nachricht zu bringen, aber sie läßt Sie gleichgiltig.“

Marie sah ihn an, wie das Kind den scheltenden Erzieher, wenn es sich keiner Schuld bewußt ist und die Vorwürfe nicht faßt — dann senkte sie plötzlich die Augen und drückte die Lippen fest aufeinander. — „Wie konnte er so reden? Was lag ihr an den

Geldfragen? War Er nicht Alles für sie? Was sonst könnte ihr Freude machen? Es lag etwas Herbes in diesen Gedanken! — „Marie,“ begann Walther: „Ich sehe es — Sie haben etwas, das Sie verstimmt und ich weiß, was es ist. — Gestern Abend begegnete mir Agnes und sie erzählte es mir.“

„Gestern war ich kindisch“ — unterbrach ihn Marie. „Heute denke ich anders, und wenn die Mutter damit einverstanden ist, will ich gehen.“ — Ihr Auge war jetzt ruhig, fest — fast forschend auf ihn gerichtet — und trieb ihm das Blut langsam, aber heiß zum Herzen — er wechselte die Farbe und sagte:

„Wirklich, Marie?“ Die Worte klangen wie ein neuer Vorwurf. — „Mein Gott!“ — rief sie aus — „Soll ich es denn nicht?“ — Walther erschrack über den Ausdruck ihrer Züge und den Ton ihrer Stimme.

„Nein! — Warum?“ sagte er und stockte — Dann hob er wieder an: „Ihre Geldmittel sind zwar sehr spärlich gemessen — die Geldmittel, die mir zu Gebote stehen, die ich so gern — als Aushülfe Ihnen bieten würde, auch noch gering — die Baronin Horstmar ist ein Engel an Güte — Sie müßten sie lieb gewinnen, aber ich fürchte dennoch“—

„Ehrhard!“ — bat Marie — als könnte sie ihm

nicht mehr zuhören — „Sagen Sie einfach — ist es meine Pflicht — so gehe ich — ist es besser, daß ich bleibe — bleibe ich.“ —

„Aber Marie!“ — entgegnete Walther — „Agnes hat nur einen Gedanken ausgesprochen, der ihr durch den Kopf gegangen ist.“

„Es lag viel Wahres in dem, was sie aussprach“ — sagte Marie. „Warum soll ich es leicht haben? Andere haben es ja auch nicht leicht!“

„Das nicht!“ fiel ihr Walther in's Wort — „Ueberlegen Sie die Verhältnisse, unter denen Sie am meisten leiden, und Ihr Gefühl soll dann entscheiden.“

Marie sah ihn wieder so eigenthümlich an. — Er — ließe sie schon gehen, wenn sie nur das Herz dazu hätte — ihr Blick sprach es aus. — „Nein, nein!“ sagte sie. „Ich weiß nicht, was ich thun soll! ich werde es niemals wissen. — Oh wenn mein Vater zu mir sprechen könnte — er würde es mir sagen, und dann möchte ich nicht klagen — sollte ich auch morgen fort von hier!“ ihre Lippen zitterten noch, obwohl sie schon schwieg — ihre Züge waren gespannt wie in dem allerletzten Augenblick der sie beherrschenden Willenskraft.

„Nein!“ — sagte Walther bewegt — „Wollen

Sie dann zu mir so viel Vertrauen haben, wie zu Ihrem Vater?"

„Ich habe es" — gab sie fast tonlos zur Antwort. —

„Nun dann — bleiben Sie hier!" sprach Walther entschlossen. — „Ertragen Sie muthig wie bisher die Sorgen und Entbehrungen, welche beschränkte Verhältnisse mit sich bringen"... Die Thränen liefen jetzt über ihre Wangen, aber sie sah zu Boden und die Züge blieben gewaltsam beherrscht.

„Nun, Marie!" fragte Walther sanft und ermuthigend: „Sind wir denn jetzt nicht einverstanden? Denken Sie doch noch anders als ich?" — Der Klang der Stimme — noch mehr als diese Worte — gab ihr wieder die Seligkeit der Liebe, aber die ernsten Gedanken hatten schon in der Tiefe Wurzel geschlagen. — Den Lichtstrahl des Glückes im Auge — und das thränenfeuchte Gesicht so traurig, sagte sie mit erstickter Stimme:

„Ehrhard! habe ich das Wort Ihnen nicht abgezwungen? Lieber wollte ich gleich fort — gleich — und auf immer — nur dieses nicht fühlen." — Walther war betroffen — hatte sie denn doch mehr Muth, als er! War sie doch aufrichtig, obwohl die Frage schmerzen mußte, wie der Gedanke, der sie stellte! Es ergriff ihn plötzlich gewaltig, — ihm war,

als könne er nicht mehr wiederstehen einer Macht, die stärker war — als er. Vor seinen Augen flimmerte es; einen Augenblick stand Marie wie im Nebel vor ihm — und der Lichtstrahl in ihrem Blicke wollte schon weichen — da sagte er ernst und leise — „Marie — ich ertrüge es nicht, Sie traurig zu sehen, traurig zu wissen — auch wenn Sie fortwollten.“ — Oh wie leuchtete es jetzt in ihren Zügen auf! Wie war es Walther, als wollte sie im Drang der Freude ihm an die Brust sinken — und als wanke der Boden unter ihren Füßen, weil sie es noch nicht durfte. „Marie!“ begann er noch ernster, noch bewegter und die Stimme zitterte ihm: „Sind wir jetzt einverstanden? für heute, für immer?“

„Oh Ehrhard!“ stammelte Marie, „oh mein Gott, kann ich es glauben?“ Sie sprach es so angstvoll, so freudevoll, so wehmüthig, so dankbar. — Ihm klopfte das Herz noch gewaltiger, er nahm ihre Hand und hielt sie fest. — „Ehrhard! können Sie mich denn wirklich lieb haben?“

„Ja, Marie, von Herzen!“ —

Jetzt stürzte sie an seine Brust — ein Schauer durchlief ihn von Kopf bis zu Fuß. — Er legte mit klopfendem Herzen den Arm entschlossen um ihre Gestalt, das vertrauende trauernde Kind wollte er hegen und lieben. Mit diesem Gedanken drückte

er sie an sich und Marie richtete das Haupt empor und sagte, unter Thränen lächelnd: „Oh wenn der Vater noch lebte! Gestern, als Agnes sprach, war mir, als sei ich so verlassen, so allein, wie Niemand sonst auf der Welt und heute, als Sie kamen, dachte ich es auch und jetzt?" Sie fiel ihm wieder an das Herz und er blickte lächelnd, aber ernst auf sie herab. — Das Schicksal hatte sich erfüllt und auf immer war da ein tiefer Riß zwischen ihm und den Erinnerungen seiner Vergangenheit. —

— — — — — — — — —

Achtunddreißigstes Kapitel.

Eine alte Geschichte.

Die Sorge, die Frau von Halleck das Leben verdüstert hatte, Jahre hindurch nie ganz von ihr gewichen war, ist jetzt plötzlich geschwunden, der Dämon, der ihr Herz vergiftete, so daß oft jede Regung desselben einen giftigen Anhauch kundgegeben, war endlich gewichen — Ein gütiger Schicksalsspruch hatte ihn hinausgedrängt aus den Bahnen ihrer Lebenswege. — Walther Ehrhard war verlobt, es war kein Gerücht, es war Gewißheit! — Frau von Halleck segnete Himmel und Erde; die Geschäftigkeit, die Unruhe, die Wachsamkeit, die Sorge hatten ausgeathmet; das Feuer war erloschen, welches glühend und sengend ihre Worte füllte und dem Ausdruck ihrer Züge Härte verlieh. Ihre Liebe für Martha war plötzlich be=

freit von einem Zwange von Furcht, Schmerz und und Groll und frisch und rein, wie der Strom, der die letzten grauen Eisschollen hinausgespült, floß diese Liebe jetzt in ihre Brust.

Frau von Halleck hatte durch einen glücklichen Verkauf ihres Waldes die materiellen Sorgen von sich fortgerückt. Sie hatte mit dem Baron Torner ein vortheilhaftes Uebereinkommen getroffen, durch welches festgesetzt worden, daß die Summen, die Horstmar für sie ausgelegt, in allmählich sich steigernden Abzahlungen, erst bis zur Volljährigkeit des jungen Majoratsherrn völlig zurückerstattet sein mußten.

Sie war unmittelbar nach ihrer Abreise aus Dornfeld nach Lilienthal gezogen, wo sie fast ein volles Jahr geblieben. — Es war eine Zeit der Buße, die ihrem Gewissen wohlthun sollte. Sie sagte sich los von der Verfolgung eigner Wünsche — sie lebte in Lilienthal für Martha und für Martha's Zukunft und diese Stunden, die sie im Dienst ihrer Tochter zubrachte, sollten den Verrath auslöschen, den sie an ihr geübt. Aber so wie der Vogel, der voll Lebenslust im Frühjahr ausfliegt und den frischen Knospen nachspürt, noch ehe sie zu schwellen begonnen, so flog auch Frau von Halleck mit dem ersten Hauch des für sie erwachenden neuen Lebens aus Lilienthal hinaus, um nach frischen

Knospen auszuschauen für die Hoffnung, die schon längst aus dem Kerker der Abgeschiedenheit mit allen Fühlfäden hinaus in's Freie langte.

Die Bekanntschaft mit Arthur Forster war durch einen glücklichen Zufall angeknüpft; der Aufenthalt am See-Strande bald beschlossen und die Tage im Seebade vergingen, beleuchtet von einem Hoffnungsstrahl, der das Mutterherz beglückte.

Frau von Halleck hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß Martha ganz leidenschaftslos war, aber durch Achtung zu Forster sich hingezogen fühlte, und daß es nur eines entscheidenden Wortes von seiner Seite bedurfte, um endlich an dem lang ersehnten Ziel ihrer Wünsche zu sein. Noch in der Abschiedsstunde, als Forster das Seebad verlassen mußte, um zu seinen Amtspflichten zurückzukehren, glaubte sie in seinem und Martha's Wesen bestätigt zu finden, daß zwischen ihnen ein Knoten der Beziehungen geknüpft sei und dieses Bewußtsein wurde ihr Trost und Beruhigung, wenn die Mutterliebe von Stunde zu Stunde einer Entscheidung harrend und immer getäuscht der Zaghaftigkeit der Männerherzen zu grollen begann.

Die Badesaison war vorüber. Frau von Halleck zog in die Stadt zurück, aber der Gedanke, daß Walther als Beamter dort lebe, begann von

Neuem ihre Stimmung zu verdüstern. Da wurde eines Morgens, noch ehe Martha ihr Zimmer verlassen, ein kleiner Brief in's Haus gebracht. Er war für Martha, aber Frau von Halleck riß den Umschlag auf, denn es war nicht Forster's Handschrift, sie las:

„Im Andenken an die Beziehungen, die einst „zwischen uns bestanden haben, fühle ich mich ge„drungen, Ihnen mitzutheilen, daß mein Herz sich „endlich sonnt in dem Anblick und in dem Be„wußtsein, daß zwei mir liebe Menschen glücklich „sind — Ehrhard ist verlobt mit Marie Trost! „Dieses Lichtstrahls war ich um so mehr bedürftig, „als ich vor Kurzem die Nachricht von dem Tode „meiner Schwester erhalten. Diese ist in der „Fremde verschieden, keine liebe Hand hat die „ihrige zum Abschied gedrückt, kein Auge hat „Thränen der Liebe an ihrem Lager geweint, „aber sie ist todt — das Leiden zu Ende, sie be„darf der Hilfe nicht mehr, die sie Ihnen ver„dankte.

Agnes Stein."

Frau von Halleck war bleich geworden und zitterte an allen Gliedern, sie las die Anfangszeilen wieder und dann noch einmal die letzten! Oh das war nur Ballast, keines Blickes werth; dann stieg

ein Dankgebet aus ihrer Seele zum Himmel empor — es galt der Beseitigung eines Menschen, aber es riß alle Dämme nieder, die Groll und Mißtrauen aufgethürmt. Der Fluß ihres Lebens war ein Strom der Liebe geworden, der so Alles mit sich fortriß, daß die glückliche Mutter ihre gewohnte und geschulte Geistesgegenwart verlor. Sie steckte den Brief zu sich, sie wollte ihn nicht als empfangen betrachten, und dem Zufall es überlassen, die Kunde Martha zuzutragen. Nur allmählig wurde es ihr klar, daß diese Gedanken Schwäche waren, daß die fehlende Leidenschaft für Forster, die vielleicht diesen zagen ließ, durch diese Nachricht entzündet werden könnte. Sie sandte die ernste Botschaft der Tochter in's Zimmer und verließ das Haus. Sie wollte Martha das Gefühl ihrer Nähe ersparen, sie wollte Gewalt gewinnen über die Stimmung, die sie beherrschte. —

Als Frau von Halleck nach Verlauf einer Stunde heimkehrte und Martha gegenüber stand, übergoß glühendes Roth ihr Gesicht.

„Du hast Agnes' Brief gelesen?“ sagte Martha. — „Ja, Martha!“ erwiederte die Mutter, reichte der Tochter die Hand und sprach bewegt: „Der letzte Schatten schwindet zwischen uns und in deinem Herzen werden jetzt Gedanken keimen und groß wachsen,

die mich einst in deinen Augen rechtfertigen." Martha schwieg, den ernsten Blick fest auf die Mutter geheftet.

„Enttäuschungen," fuhr diese fort, „thun immer wehe, auch wenn sie durch das Schaffen der eigenen Phantasie herbeigeführt werden. Darum laß uns diesen Brief und die vergangenen Leiden, an die er uns mahnt, vergessen." Dieses Schlußwort sprach Frau von Halleck mit großem Nachdruck und die umsichtige geprüfte und vergebende Mutter künstlerisch durchführend, wandte sie sich ab mit dem Gefühl, daß sie die Aufgabe, die ihr geworden, klug und würdig gelöst habe. —

Wenige Tage später, in einer Vormittagsstunde, wo Mutter und Tochter allein waren, wurde ihnen General von Friesen gemeldet. Frau von Halleck eilte dem alten Manne in's Vorzimmer entgegen.

„Nun, General", rief sie, dem Hereingekommenen beide Hände hinreichend. „Endlich sieht man Sie wieder?"

„Ja, Excellenz", erwiederte Friesen, „ich dachte nicht, daß ich Sie wieder hier besuchen würde!"

„Es war ein schweres Krankenlager, das Sie überstanden!" sagte Frau von Halleck.

„Drei Monate, Excellenz, an's Bett gefesselt! ebensoviel Wochen an den Lehnstuhl und dann erst

ging es bergauf — meine erste Ausfahrt, Excellenz! Wie geht es hier?"

— „Gut, sehr gut!"

„Und Fräulein Martha?"

„Da kommt sie schon!" — Martha und Friesen drückten sich schweigend die Hände — beide waren bewegt.

„Excellenz", sagte dann Friesen, in den Salon tretend: „Wo hat das Fräulein hier gesessen? Ich muß jetzt ihr gegenüber Platz nehmen, nach langer Zeit wieder einmal in ihre Augen schauen und sehen, wie der Aufenthalt an unserem Seestrande ihr bekommen ist."

„Martha sah sehr wohl aus," versetzte Frau von Halleck.

„Das ist freilich ein Wunder, wenn man so alt ist!" — fiel Friesen lachend ein, indem er sich auf einen Lehnstuhl niederließ und einen scharf prüfenden Blick in Martha's Arbeitskästchen warf. — „Jetzt Fräulein Martha," fuhr er fort, „nehmen Sie Ihre Stickerei wieder vor und erzählen Sie mir, wie war es in unserm Seebade?"

„Sehr schön, General!"

„Martha hat die Zeit dort mit Genuß verlebt," sagte Frau von Halleck, die in geringer Entfernung ihren früheren Platz eingenommen hatte.

„Sehr schön?“ wiederholte Friesen mit Nachdruck — „Sind Sie aber zufrieden, wieder hier in der großen Stadt zu sein? Kommen Sie gern hierher zurück?“ —

„Es begann der Aufenthalt am Strande seine Behaglichkeit zu verlieren,“ erwiederte Martha — „die langen und dunklen Abende“ —

„Ich frage ja nicht, wie es am Strande war“ — unterbrach sie Friesen — „ich frage, ob es Ihnen recht war, hierher zu kommen?“

„Wissen Sie, General,“ bemerkte Frau von Halleck mit vielsagendem Lächeln. „Sie stellen Fragen, die möglicherweise für Martha nicht ganz leicht zu beantworten sind!“

„Für einen alten ehrlichen Freund und einen Siebziger, wie ich es bin, wird das Fräulein schon ein Wörtchen finden, aus dem ich klug werden kann,“ entgegnete Friesen.

„General!“ sagte Martha ernst: „Sie wissen, ich kann nie viel Worte machen, darum auch jetzt die kurze Antwort: Es war mir gleichgültig.“

„Was? gleichgültig!?“ Der General zog die buschigen Brauen herauf und machte große Augen, „das gefällt mir gar nicht von Ihnen, Fräulein Martha,“ fuhr er fort, „ganz und gar nicht, denn sehen Sie, wir sollen Glaube, Liebe, Hoffnung in

uns stets frisch knospend erhalten und Gleichgültigkeit weist immer darauf hin, daß das eine oder das andere an irgend einer Stelle welk wird. Freilich kann es wieder aus der Wurzel neu heraustreiben, aber schade um jede Ranke, die abdorrt, statt von Tage zu Tage mit uns in die Zukunft hineinzuwachsen.“ —

Martha's Gesicht färbte sich und ein feuchter Schimmer trat in ihr Auge. „Ganz wahr, lieber Friesen,“ hob Frau von Halleck an, „aber glauben Sie nicht, daß es Zeiten giebt, wo Alles, was uns am Herzen liegt, uns gerade über die kleinen Mißstände des Lebens erhebt und diese dann ziemlich gleichgültig erscheinen läßt?“

„Ich bleibe dabei,“ sagte Friesen, „daß mir der Ausdruck nicht gefällt und daß Fräulein Martha mir heute viel zu ernst ist.“

„Ein Scheltwort aus Ihrem Munde, General, ist doch immer nur ein Liebeswort, sonst würde ich sagen, Sie thun Martha Unrecht!“

„Möglich, möglich!“ versetzte Friesen und neigte den Kopf. „Aber nun, Excellenz,“ fuhr er, sich emporrichtend, wieder fort, „damit ich mein Unrecht einsehen lerne und gut machen kann, erlauben Sie, daß Fräulein Martha mich ab und zu besucht, das kann jetzt geschehen, wird kein Verstoß gegen den Anstand sein. — Meine alte Cousine, die Staats-

räthin Witt, die mich während der langen Krankheit gepflegt, bleibt bei mir, bis ich wieder ganz kräftig und jung geworden sein werde."

„Sehr gern, lieber Friesen," sagte Frau von Halleck, „ich wäre schon zu Ihnen gekommen, wenn ich geahnt hätte, daß Sie schon so weit hergestellt."

„Nach der letzten Nachricht, die uns zukam," mischte sich jetzt Martha ins Gespräch, „glaubten wir Sie noch an das Krankenzimmer gefesselt, obwohl in vollster Genesung."

„Ja freilich," sagte Friesen, „in den letzten Tagen ging es überraschend schnell, muß doch zu Etwas gut sein! Vor nicht gar langer Zeit wurde mir das Gehen noch schwer und heute mache ich zwei Besuche und rathen Sie, Fräulein Martha, wohin fahre ich von hier?"

„Gewiß zu dem alten Herrn von Hohenfels!" gab Martha zur Antwort.

„Nein, dorthin geht es morgen, mein zweiter Besuch gilt einem anderen Hause!" Martha sah auf mit ängstlichem, fast erschreckendem Blick in das lächelnde Gesicht des scherzenden Greises. —

„Nun, nach dem Hause Ihres ehemaligen Doctors in Lilienthal" — fügte Friesen hastig hinzu.

„Oh der Wittwe Trost!" sprach Frau von Halleck gedehnt und indem sie sich über ihre Handar-

heit neigte und dieselbe zu mustern schien. —

Martha war bleich geworden, — der alte Herr sah es, — und zu der Mutter sich wendend, hob er wieder an: „Der alte Trost war ein ehrenhafter — ein durch und durch edler Mann!“

„Ja — das war er“ — wiederholte Frau von Halleck.

„Und seine Wittwe ist eine einfache, aber gottesfürchtige Frau“ — fuhr Friesen fort. „Und die Tochter? — Oh, das ist ein liebliches Mädchen — ein herrliches Wesen!“

„Wie haben Sie die Bekanntschaft unseres alten Doctors gemacht?“ — fragte Frau von Halleck, ohne aufzusehen.

„Ich erhielt ein Mal einen Auftrag von dem Grafen Walldorf“ — erwiederte Friesen. „Da wurde mir gesagt, Doctor Trost würde mir die gewünschte Auskunft geben, — so lernte ich ihn kennen und lieb gewinnen. — Er war ein großer Verehrer von Ihnen, Fräulein Martha, obwohl er Sie nur als Kind gesehen und seitdem Ihnen nur flüchtig begegnet war.“ — Mit diesen Worten wandte sich Friesen wieder zu Martha, betrachtete einen Augenblick ihr Gesicht und schloß dann, während er die Augen senkte: — „Ich fehlte nicht bei seiner Bestattung, habe mich seinen Freunden angeschlossen

und ihn zur Ruhe geleitet." — Es entstand eine Pause, die Nadel von Frau Halleck durchzog gleichmäßig und hörbar die Stickerei und war einen Moment die einzige Regung im Raum.

„Ich wollte es Ihnen erzählen, als ich zum letzten Male hier war, und das Packet für Fräulein Stein empfing" — hob Friesen von Neuem an, „aber damals war bei Ihnen großer Empfang und ich alter Mann zog es vor, still fortzugehen."

„Das war der Morgen, an dem wir mit Arthur Forster an unsern Seestrand fahren sollten," fiel Frau von Halleck ein: „Ein stürmischer Tag und meine Martha todtmüde!"

„Ja, das merkte ich!" sagte Friesen — „Nun, Fräulein Martha, werden Sie mir keinen Auftrag heute mitgeben für die Wittwe Trost und ihre Tochter?"

„Bestellen Sie einen Gruß von mir."

„Einen recht herzlichen — nicht wahr?"

Martha fuhr fort: „Die Erinnerung an Doctor Trost giebt mir ein Recht dazu, obwohl die Seinen mir völlig fremd geblieben sind."

„Das schadet nichts," meinte Friesen. „Man liebt Sie und verehrt Sie doch!"

„General!" sagte jetzt die Hausfrau, „haben Sie Nachrichten vom Grafen Walldorf?"

„Kürzlich gehabt! — Er wird im Frühjahr hier

sein; die Tochter geht nach Dornfeld, er begleitet sie. Ich hoffe, Excellenz, Sie sind dann auch noch hier?"

„Gewiß, gewiß, lieber Friesen, ich gedenke mich nicht mehr auf Reisen zu begeben."

„Das ist recht, Excellenz! das viele Reisen taugt nicht, macht müde und unruhig!"

„Ich bin es satt," sagte Frau von Halleck, „ich freue mich der Ruhe, die ich nach dem Wirthschafts-leben in Lilienthal doppelt genieße."

„Und Fräulein Martha gewinnt diesen Ort, der ihr so gleichgiltig war, denn doch vielleicht noch lieb," versetzte Friesen und nickte mit zugekniffenen Augen Martha zu.

„Vielleicht!" sagte Martha, und lächelte traurig. — Jetzt erzählte Frau von Halleck von ihrem Aufent-halt am Strande, von ihrem mühevollen Leben in Lilienthal — sie sprach viel und lebendig, bis end-lich Friesen eine eingetretene Pause benutzte, um sich zu verabschieden. — Als er Martha die Hand drückte, schüttelte er wie unwillig den Kopf — und brummte vor sich hin. „Nicht zufrieden mit Ihnen, Fräulein Martha — gar nicht zufrieden!" —

Keine volle Stunde später fuhr General Friesen vor seiner eigenen Hausthür wieder vor. Sein ganzes Wesen verrieth eine gereizte Stimmung und

der Diener, der ihm folgte, ihm Mütze und Mantel abnahm und eine Bestellung erhielt, mochte wohl denken, daß die erste Ausfahrt seinem Herrn nicht gut bekommen wäre. — In sein Schreibzimmer gelangt, warf sich Friesen in einen Lehnstuhl und stützte den Kopf in die Hand. — Bald darauf — trat die alte Cousine herein — und da der alte Herr sich nicht rührte, obwohl er sonst um diese Stunde nach seinem Mittagsessen ungeduldig zu verlangen pflegte, zog sich die alte Dame behutsam zurück. Aber nach kurzer Zeit erschien sie wieder an der Thür, betrachtete den unbeweglich bleibenden Vetter und wollte abermals sich entfernen, als dieser ihr nachrief.

„Sie denken, Cousine — ich schlafe — und dieser Schlaf thut mir wohl — nicht wahr?“ redete er sie an.

„Haben Sie denn nicht geschlafen?“ fragte die Staatsräthin etwas verdutzt über das Wesen des alten Mannes.

„So geht es!“ — sagte Friesen aufstehend und die gutmüthigen, traurig blickenden Augen zu dem Stückchen Himmel wendend, das durch das Fenster sichtbar war. — „Wir sind Alle blind — Alle dumm! sehen Alles durch die Brillen, die wir uns selber aufsetzen! Ich habe nicht geschlafen. Ich bin ärgerlich über mich — und Andere — ich bin verstimmt,

aber Sie sollen — darum nicht länger auf den Mittag warten.“

„Das könnte ich schon!“ — sagte die Staatsräthin lachend. „Aber da haben wir's — hatte ich nicht Recht, als ich Ihnen rieth, eine Spazierfahrt — und keine Besuche zu machen?“ —

„Ich wäre morgen nicht klüger gewesen,“ unterbrach sie der alte Herr — „und was da oben beschlossen wird, und für uns unverständlich bleibt — das hätte mich morgen — eben so wie heute betroffen. Sprechen wir nicht mehr davon! — Morgen erzähle ich es Ihnen — und jetzt — lassen Sie uns essen.“—

General von Friesen sprach es so entschieden und sah so niedergeschlagen dabei aus, daß die treue Pflegerin ihre Neugier beherrschte und die Gedanken des Vetters auf andere Dinge zu lenken sich bemühte. — Nach der Mittagstafel, als der General sich wieder nach seinem Zimmer zurück gezogen hatte, trat der alte Herr von Hohenfels zu ihm herein.

„Mein alter, — mein lieber Freund!“ — rief dieser, mit seinen Riesenarmen Friesen umfassend. Obwohl an diese Kundgebungen der Freundschaft gewöhnt, fühlte sich Friesen heute durch dieselbe bewegt, — die Schwere, die auf seinem Herzen lastete, schien in dieser Umarmung an Gewicht zu gewinnen.

„Mein alter — mein lieber Freund!“ — wieder=

holte Hohenfels mit feuchten Augen. — „Eine große Freude ist mir wiederfahren! — Wahrlich — ganz unverdient! — Nein, mehr als Freude, — eine Wohlthat, — mein Alter! — die jene letzte Strecke, die ich noch zu wandeln habe bis zu der Ruhestätte der Vorfahren, reich an Segen für mich werden läßt!“ — Hohenfels war so sehr unter dem Einflusse seiner Empfindungen, daß er nicht wahrnahm, wie seine Worte wenig Verwunderung hervorriefen — und wie herbstlich still der alte Freund heute gestimmt war. Er sah mit strahlendem Blick in das müde Angesicht — und sagte wieder — „Ja — mein Alter! — das Herz schlägt mir freudig — wie in jungen Jahren.“

„Wer Freude hat, der danke — und wer Leid hat, der vertraue Gott!“ sagte jetzt Friesen und schüttelte bewegt des Freundes Hand.

„Ja unfaßbar sind die Wege der Vorsehung“ — hob Hohenfels wieder an. „Wir, die wir beide Greise sind an Jahren — aber jung im Herzen — wollen wir uns jetzt niederlassen, — und Sie sollen mir zuhören — und dann mit Ihrer bewährten Freundschaft mir beistehen und helfen, denn der Hülfe eines treuen umsichtigen Freundes — bedarf der Mensch — in solchen Lebensstunden wie diese, die jetzt für mich geschlagen hat.“ Ein langer Händedruck be-

gleitete diese Eingangsworte. — „Vor allem," fuhr dann Hohenfels fort — „muß ich zurückgreifen in jene ferne Zeit, wo wir — mit Rosenwangen und feurigem Blute dastanden ... Erinnern Sie sich meines Bruders noch?"

„Gewiß!" — erwiederte Friesen, und auf die längere Rede vorbereitet, faltete er geduldig die Hände.

„Er war ein Knabe, als Sie ihn sahen, — aber später, ein Apoll — war er an Schönheit, — und ein großer Denker — war er auch — ja wahrhaftig, — das war er, — ein großer Denker, — und ein zarter Minnesänger, — ernst und weich. Er trug den Namen meines Großvaters, aber er war ihm unähnlich und ich? — ich habe ihm oft Unrecht gethan. — Das Jagdgeschoß wollte ich lieber — als das Liederbuch in seinen Händen sehen, — ihn lieber zu Rosse wissen, als in der Stille des Waldes, wo er die Classiker genoß. — Ja! es sei gestanden — ich war damals — ein wilder, ein tollkühner Mensch — und habe den jüngeren Bruder, — den jüngeren sage ich, und das ist doppelt unrecht, — oft hart behandelt ... Er hat mich darum gemieden — und in seinem warmen Bruderherzen Manches getragen, das er mir — nicht anvertraute. — Ich war der Liebling meines Vaters, der Erbe des

Majorats; mein Bruder hatte ausstudirt und sollte fortgehen, um iu Preußische Dienste zu treten. — So wollte es der Vater — aber der Bruder wollte es nicht, — die Minne hielt ihn fest — und — es war kein Mädchen schön und frisch, das sein Herz mit starken Ketten umschlungen hatte — Nein — es war eine junge — unglückliche Frau!" —

Hoheufels neigte ehrfurchtsvoll das Haupt und schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort — „Auf dem Schloße Camern wohnte damals allein — die Baronin Horst, die Gattin des letzten dieses Namens, — ein altes Geschlecht, das ausgestorben ist. Ja, theurer Freund! unser Land ist ärmer geworden an diesem edlen Stamme, — wie an manchem Anderen, die alle — zur Ruhe schon gegangen. — Der alte Horst war ein Mann von Wort und That, — aber er war auch hart, sehr hart und schroff, zu rauh für das zarte Wesen, welches an ihn gefesselt worden durch den Willen — von Vater und Mutter, die — man in alten Zeiten — zu achten verstand. — Wahrlich — da beugte sich noch die Jugend vor dem Alter, — und das Kind vor dem Worte der Eltern."

„Beugt sich auch jetzt noch, obgleich Väter und Mütter sich nicht immer vor Gottes Wort beugen," sagte Friesen mit besonderem Nachdrucke.

„Wir wollen nicht richten“ — fiel Hohenfels ein — „am wenigsten, wenn man dem Ziele nahe steht, wo jeder Rechenschaft ablegt, — und über jene, die dieses Endziel schon vor uns erreicht haben. — Darum sei mir auch jetzt der Tadel fern — wenn ich dieser jungen Frau und meines Bruders gedenke. — Sie liebten sich — und während der alte Horst im Ausland weilte, wurde ein Knabe in Camern geboren — und dieser Knabe war meines Bruders Sohn! — Unser Vater — war ein guter Vater“ — sprach Hohenfels nach abermaligem Innehalten — „Aber sein Wille war ein starker Wille. Das Zögern mußte ein Ende nehmen und mein Bruder mußte fort, — da kam er zu mir — und bei Gott! ich höre noch seine Worte, denn sie schnitten mir in's Herz. — „Wir sind zwar sehr verschieden geartet,“ sagte er — „aber wir sind Brüder — und ob du schroff und hart für mich gewesen — meine Bitte — weiß ich — wirst du ehren!“ — „Da vertraute er mir seine Liebe, vertraute mir die Frau an, die er liebte.“ — Jetzt stockte der greise Sprecher — Haupt und Augen senkten sich — und an den Wimpern hingen Thränen, die der Wille nicht beherrschen konnte. — „Ein halbes Jahr war vergangen“ — begann dann Hohenfels von Neuem — „täglich war ich nach Camern geritten, zu fragen,

ob die Baronin Horst meiner Dienste bedürfe. — Da kam ich eines Abends hin — und sah sie nicht — sie war erkrankt, — der Arzt schon gerufen, der ferne Gatte benachrichtigt. — Den anderen Morgen eilte ich wieder hin, — und sah sie nicht — und wie ich am nächsten Tage wiederkam, fand ich sie todt. — Ihren Sarg half ich tragen — und wahrhaftig! — mir war es damals, als trüge ich mein Liebstes in die kalte Gruft. — Von dieser Stunde an ritt ich nicht mehr nach dem Schloße Camern — aber der unglücklichen Liebe des fernen Bruders gedenkend, grüßte ich vom Thale aus den stattlichen Edelsitz, der verödet stand, und bog zur Seite nach einem Nebengut! Dort wohnte ein achtbares Ehepaar, — ja, Gott lohne es ihnen, ein deutscher Maurermeister und sein braves Weib, das den Knaben, der ihr anvertraut war, mit mütterlicher Sorgfalt pflegte und nicht aus Eigennutz, — nein, mein edler Freund! — das war ein Weib mit zartem Gewissen, — ein Weib — das vielen zum Muster dienen konnte, — werth, daß ihr Name nicht vergessen werde, — daß Väter und Mütter — Kindern und Enkeln von ihr erzählen. — Ich gab ihr eines Tages eine goldne Uhr, als Zeichen meiner Anerkennung und wahrhaftig! sie wollte sie nicht. — Nein, sie wies sie zurück. — Ich stand beschämt vor dieser Frau und

dachte doch noch zu gering von ihr — denn, als sie endlich sagte — für das Kindlein wolle sie dieses Andenken aufbewahren, — legte ich den inhaltsschweren Worten kein Gewicht bei — und siehe da! — sie hat den Greis belehrt. Wahrhaftig — nicht mit Geld belohnt man solch' ein Weib. — Sie that, wie sie gesagt, obwohl Noth und Elend sie bedrängten." — Hohenfels legte jetzt die Hand an seine schwere goldne Kette und auf die daran befestigte Uhr hinweisend, fügte er hinzu: „Hier habe ich sie wieder!"—

„Und wie sind Sie wieder in ihren Besitz gelangt?" — fragte jetzt Friesen, während der müde Ausdruck seiner Züge sich um ein weniges belebte.

„Geduld — theurer Freund!" erwiederte Hohenfels. Friesen faltete wieder die Hände, — und jener fuhr fort.

„Kurze Zeit nach dem Tode der Baronin Horst stürzte mein Bruder in Magdeburg vom Pferde und trug davon eine Verletzung in der Brust. — Ich reiste zu ihm und fünf Monate später — starb er in meinen Armen. — Eine Leiche brachte ich zurück. — Nachdem ich, der einzig Uebergebliebene, den trauernden hinfällig gewordnen Vater von der Familiengruft nach Hause geleitet, ritt ich wieder den wohlbekannten Weg und — Schloß Camern erblickend, entblößte ich mein Haupt, — und gedachte der Pflichten,

die von den Geschiedenen auf die Lebenden übergehen. Heilige Pflichten, theurer Freund! — und wohl dem, der sich sagen kann, er habe sie nicht vergessen! Als ich das Haus erreicht hatte, wo die braven deutschen Leute wohnten, kamen mir fremde Gesichter entgegen und ich erfuhr, daß jene fortgezogen. — Die Nachricht von einer kleinen Erbschaft, die der Frau zugefallen, hatte sie veranlaßt, in die Heimath zurückzukehren. Sie hatten das fremde Kind mit sich genommen und gemeint, um das Jahr wieder zu kommen. Sie kamen nicht — und alle Schritte, die ich that, um Auskunft über diese Leute zu erlangen, blieben ohne Erfolg. Ich war nicht lässig — Nein! — aber — ich war gekettet an den eig'nen Grund und Boden. — Nach langem Siechthum starb mein Vater und ich blieb allein, allein mit den Leidenschaften, die jedes Menschenherz umschwärmen, gleich listigen Vögeln, die das gute Korn davon tragen, gleich den bösen Stürmen, welche die gute Saat, die eine Ernte geben soll, zu Boden drücken — nicht wahr? — Habe ich nicht Recht — mein Alter? Ja, so ging es mir . . . Ich schnitt Frauennamen auf die Rinde der Bäume. — Ich versuchte wie Petrarca meines Herzens Wehmuth in Liedern zu singen, — und horchte still der Aeolsharfe trübem Laut. — Wenn ich mit heißem Blut durch das Thal

dahinflog und Schloß Camern still und ernst von der Höhe auf mich herabsah, dachte ich der Vergänglichkeit des Lebens und der Liebe — und das Gewissen schlug schwer in meiner Brust, — aber dann — war es vorüber und der Knabe Ehrhard — wieder vergessen." —

„Ehrhard?" sagte jetzt Friesen, die zusammengesunkene Gestalt emporrichtend.

„So hieß mein Bruder — und der Knabe, der in Camern geboren wurde, erhielt denselben Namen."

„Nun weiter, lieber Hohenfels — was haben Sie erfahren?"

„Daß er todt ist — aber sein Sohn lebt hier — an diesem Orte."

„Haben Sie die Beweise schon in Händen? kein Irrthum möglich?"

„Diese Uhr, die durch eine wunderbare Fügung in meine Hände kam" — begann Hohenfels — „wurde ein Wecker für mein Gewissen — ja, sie mahnte mich an die verlorenen Stunden meines Lebens, an die geringe Anzahl derer, die mir noch beschieden sein können. Wahrlich — ich bin dem Ziele nahe — sehr nahe — und dem Tode in's Auge schauen ist etwas Ernstes — sehr Ernstes und schwerer — viel schwerer im einsamen Stübchen, als auf dem Felde der Ehre."

„Aber lieber Freund,“ unterbrach ihn Friesen ungeduldig — „Wer war der Eigenthümer dieser Uhr?“

„Ich habe ihn nicht ermitteln können,“ gab Hohenfels zur Antwort. „Aber das Schicksal brachte mir Kunde von ihm. Das Gewölbe, wo die Hohenfels ruhen, beginnt zu verfallen. Bei meiner letzten Anwesenheit auf dem väterlichen Erbe machte ich diese Entdeckung und obwohl die Jahreszeit vorgerückt, will ich gleich das stille Haus, wo die Ahnen ruhen, vor einem Einsturz bewahren. Zu diesem Zwecke suchte ich hier nach einem deutschen Meister und da meldete sich ein Mann, — eine abstoßende Gestalt, — ich wies ihn ab, — da begann der Mann zu klagen über die Noth, die ihn drückte und erzählte, daß sein Vater in Camern gelebt. — Es war der ehrlichen Frau Dietrichs Sohn. Von ihm erfuhr ich, daß seine Eltern keine Erbschaft gehoben — daß die Mittel zur Rückreise ihnen gefehlt, der Vater plötzlich gestorben, die Mutter, durch Noth getrieben, das fremde Kind zu einem Pfarrer gebracht, und viele Jahre später — kurz vor ihrem Tode — von dem Nachfolger des verstorbenen Pfarrers erfahren hatte, daß ihr Pflegling am Leben — verheirathet und Professor in seiner wirklichen Heimath sei. Der Mann, der mir Solches erzählte, war ganz

verarmt; er kam auf den Gedanken, in das Land auszuwandern, wo sein Vater gelebt, — und die Hülfe seines Milchbruders, — der seiner Mutter verpflichtet war, zu beanspruchen. — Ich schrieb sofort nach D. und habe heute die Auskunft erhalten, daß ein Professor Ehrhard vor Jahren dort gelebt — und gestorben, der Sohn aber mit seiner blinden Mutter gegenwärtig hier an diesem Orte lebe."

„Trifft Alles zu!" — sagte Friesen ernst und bewegt. „Ich habe ihn heute noch gesehen und gesprochen."

Hohenfels zuckte betroffen zusammen — aber im nächsten Moment schien seine Riesengestalt emporzuwachsen — das Haupt mit dem zu Berge stehenden Haar — richtete sich stolz auf und die feurigen Augen fest auf Friesen geheftet, sagte er langsam: „Sie kennen ihn? Nun dann — ein wahres offenes Wort — wie es dem Manne dem Freunde gegenüber ziemt! Ist er seines Stammes würdig, — würdig, daß ich ihn — anerkenne — als meines Bruders Enkel?"

„Ja, Hohenfels — auf meine Ehre — das ist er!" — sprach Friesen mit Anstrengung. „Er ist wohlgerathen. — Wer ihn sieht, gewinnt ihn lieb — und will ihm wohl. Sie können stolz auf ihn sein!" fügte er lächelnd hinzu.

„Mein alter — mein theurer Freund!“ — rief Hohenfels, die Augen waren ihm feucht, — die Stimme versagte ... „Ich ging den rechten Weg, als ich zu Ihnen kam!“ — sagte er dann mühsam.

„Und haben mich auf den richtigen Weg gewiesen“ — erwiederte Friesen. — „Nur wenige Stunden grollte ich den Schicksalsfügungen — jetzt beuge ich demüthig das Haupt und sage — „Wie Gott will!“ —

— — — — — — — — —

Neununddreißigstes Kapitel.

Wiedersehen.

Nachdem Hohenfels fortgegangen — hatte Friesen zwei Briefe geschrieben; — in dem einen meldete er dem Grafen Walldorf, daß Ehrhard mit der Tochter eines Arztes verlobt sei, im anderen forderte er Walther auf, am nächsten Tage, gleichviel um welche Stunde, zu ihm zu kommen. — Er erhielt die Antwort, daß Ehrhard verreist sei, bald zurückerwartet werde und daß das für ihn bestimmte Schreiben ihm dann sofort eingehändigt werden würde. — Mehrere Tage vergingen — Friesen war einig mit sich selbst, befand sich aber dennoch unter dem Einfluß einer getäuschten Hoffnung und der Gedanke an Martha's Zukunft, — die Erinnerung an den traurigen Ernst ihrer Züge wirkten noch auf seine Stimmung ein.

Obgleich es ihm eine Pflicht der Freundlichkeit und Theilnahme zu sein schien — und er sich anklagte, dieser nicht nachzukommen, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, das Haus von Frau von Halleck wieder zu betreten. Das Bewußtsein, Marie Trost so unzeitig gelobt zu haben, drückte ihn wie ein böses Gewissen, und sein Blut wallte unwillig auf, wenn er an das animirte Wesen von Martha's Mutter dachte. — Da wurde eines Morgens dem alten Herrn ein Brief von Frau von Halleck gebracht.

Diese schrieb, daß sie genöthigt, eine Gesellschaft mitzumachen und auf Verlangen ihrer Tochter anfrage, ob es dem General willkommen wäre, Martha für den Abend bei sich aufzunehmen. — Friesen legte in seiner Antwort ein ganzes Bekenntniß seiner freundschaftlichen Gesinnungen ab und als die Stunde gekommen, wo Martha erscheinen mußte, begann der alte Herr unruhig auf und ab zu gehen, auf das Rasseln in der Straße zu achten, am Fenster stehen zu bleiben und überhörte häufig die Worte der Staatsräthin, die dann munter auflachte und den greisen Vetter wegen seiner jugendlichen Befangenheit neckte. Endlich nahm Friesen seine auffallend stramme Haltung wieder an und die kleine breitschulterige Gestalt eilte mit hastigen Schritten und militärischer Entschlossenheit Martha entgegen.

„General!“ begann diese, „darf ich sicher sein, daß mein Kommen heute nicht ungelegen ist?“ — Friesen schüttelte ihre Hand, als könne er auf keine andere Weise die Frage beantworten, die buschigen Brauen bedeckten vollends die Augen und um den geschlossenen Mund zuckte es fast unwillig.

„Mein liebes Fräulein!“ sagte die Staatsräthin, die derweile herangetreten und der Sprachunfähigkeit ihres Vetters zu Hülfe kam, „wir danken Ihnen für diesen Abend, den Sie uns alten Leuten geschenkt.“

„Und wie freue ich mich, daß Sie mich aufgenommen haben,“ versetzte Martha.

Der alte Herr verstärkte seinen Händedruck und sagte dann mit etwas scheuem Aufsehen — „Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen so ganz glauben soll?“

„Wie, General?“ entgegnete Martha, „Sie müßten wissen, wie gerne ich Sie sehe und wie wenig die Gesellschaft, der ich heute entgangen, mir zusagt.“

„Ja, das weiß ich, Sie sind immer vernünftig gewesen.“

„Hören Sie, lieber Vetter!“ rief lachend die alte Cousine. „Ist es denn Unvernunft, wenn man Vergnügen liebt?“

„Gewissen Vergnügungen muß man zwei Dinge zutragen, um an denselben Gefallen zu finden,“ sagte Friesen in seiner alten belehrenden Weise, —

„und diese Dinge fehlen Fräulein von Halleck gänzlich: Gefallsucht und Eitelkeit!" —

„Dazu bin ich schon zu alt, General!" meinte Martha lächelnd.

„Zu alt?" wiederholte Friesen und sah mit liebevoller Bewunderung in ihre Augen.

„Zu alt? Hören Sie, Fräulein Martha, ich will Ihnen etwas sagen: Sie treten jetzt in die wahre Jugend hinein; die schönsten Blüthen werden sich erst aufschließen. Glauben Sie mir — was gewesen" — der General schüttelte brummend den Kopf — „das waren nur Vorläufer! Die Avantgarde! um als Soldat zu sprechen!" — Mit diesen Worten erhellte sich das Antlitz des alten Herrn — eine Bresche war geschossen in das Bollwerk trauriger Erinnerung, dem Lichte der Hoffnung der Weg gebahnt, und das ernste Lächeln, welches Martha's Lippen umspielte, nicht bemerkend, fuhr er fort: „Ein alter Soldat, wie ich, hat viel Erfahrung, Fräulein Martha. Die Freuden der Jugend werden jetzt für Sie kommen... Nur frisch vorwärts geblickt, nicht hinter sich geschaut, und vor Allem Gottvertrauen. Was oben geschrieben steht, ist immer gut, daran sollen wir fest glauben" — der alte Mann war aus dem scherzenden Tone plötzlich in so tiefen Ernst verfallen, daß er mit diesem Schlußwort das Haupt andächtig neigte —

und nicht wahrnahm, wie seine Rede beängstigend und verwirrend auf Martha eingewirkt. — Die Staatsräthin suchte diesen Eindruck zu verwischen, indem sie Fragen stellte über die Gesellschaft, dann über die gegenwärtige Tanz-Unlust der Herrenwelt schalt und ihrem Vetter zu beweisen sich bemühte, daß Tanzlust — ein dem Menschen angeborener Trieb sei. — Friesen blieb bei seiner Behauptung, daß alle junge Damen — bis auf Martha — und alle Frauen jung und alt gern zu gefallen wünschen. — Martha folgte dem Streite mit angeregtem Gesichtsausdrucke, mischte sich zuweilen in's Gespräch — und Friesen fühlte sich jedesmal so beglückt durch den heitern Klang ihrer Worte, daß er dann seine Ansicht zu vertheidigen vergaß — und an dem Siege der Cousine sich erfreute. — So war eine Stunde verflossen, als Dr. Bernhard erschien und mit seinem alten Patienten nach dessen Zimmer sich verfügte. — Die Staatsräthin hob eben an von dem schönen Carlsbad zu sprechen, als sie plötzlich verstummte — und Martha zusammenfuhr — Walther Ehrhard stand vor ihnen. —

„Ist der General zu sprechen?" fragte dieser — nachdem er sich verneigt hatte. —

„Mein Vetter wird gleich wieder hier sein" — erwiederte die Staatsräthin. — „Wollen Sie Platz

nehmen? — sein Arzt ist zu ihm gekommen." — Walther blieb stehen — „Mein Vetter hat Sie alle diese Tage erwartet" — fuhr sie fort, unbefangen und freundlich wie zu einem alten Bekannten sprechend, — obwohl sie Walther bisher nie gesehen.

„Ich bin eben erst heimgekehrt!" — sagte Walther.

„Sie waren verreist!" —

„Aufs Land gefahren, um meine Mutter hierher zu begleiten." —

„Und Ihre Frau Mutter bleibt jetzt bei Ihnen?" fragte die Staatsräthin mit theilnehmendem Ausdrucke. —

„Ja, gnädige Frau!" —

„Ganz recht! Gott erhalte Ihnen Ihre Mutter! — Ja, es ist schön, wenn Eltern und Kinder lange zusammenleben, — sehr schön!" —

Ungeachtet des jagenden Herzschlags kam jetzt eine Thräne in Martha's Auge. Unter all' den wogenden und stürmenden Gedanken, kam einer zum vollen Bewußtsein .... Wenn ihr Vater noch lebte, würde sie jetzt — so dasitzen — und das Auge nicht aufzuschlagen wagen? Hatte Walther einen ähnlichen Gedanken? Verriethen ihm das farblose Gesicht — und die gesenkten Augenlider, was in ihrer Seele vorging? Doch er vermochte kein Wort hervorzubringen — einen Augenblick lag es ernst und weh-

müthig auf der breiten Stirne der Staatsräthin, dann blitzte ein Gedanke in ihren großen jugendlich leuchtenden Augen — und sie stand auf:

„Mein Vetter und sein Arzt plaudern oft recht lange mit einander," sagte sie zu Walther. „Der junge Mann versteht es, den alten Herrn zu unterhalten; — ich denke, ich melde Sie an." — Mit diesen Worten entfernte sich die alte Dame. — Der Vorhang, der eine Seitenthür deckte, schloß sich wieder dicht und schwer, als wollte er schützend die Zurückbleibenden von der Außenwelt trennen.

Oh wie unerträglich dünkte jetzt den Beiden diese Stille, dieses Schweigen im Raume. Es war beängstigend, als schwiege in diesem Augenblicke die ganze große Welt, und als sehnte sich alles Lebende nach einem Laut. Martha konnte es nicht ertragen, sie hob die Augen zu ihm auf — wie bleich stand er da!

„Vergangene Zeiten" — begann sie — „geben mir ein Recht, Ihnen Glück zu wünschen ... Von ganzem Herzen spreche ich es aus!" —

„Glück? — mein gnädiges Fräulein?"

„Ja! — recht ungetrübtes, dauerndes Glück!"

„Das Wort klingt mir so eigen," sagte Walther. Er schwieg — sie auch. Von Neuem ließ das Schweigen die Herzen schlagen — mächtiger, als der Klang der Stimmen, und der Sinn der Worte.

Martha sah wieder auf. Würde er nicht sprechen, wenn er die Bitte dazu in ihrem Auge läse? Er las sie, aber dieser Blick verwirrte ihn noch mehr und die Stille, das Schweigen legten sich beklemmend auf die Brust. Sie regte die Lippen, — sie wollte es brechen: that er es nicht — lieber ihm Alles sagen, als seine Nähe fühlen und stumm sein und seine Stimme nicht hören!

„Ich thue vielleicht Unrecht," sprach sie ängstlich, „aber die Zeit zum Ueberlegen fehlt mir, — denken Sie darum — nicht wieder schlimm von mir. — — Haben Sie einen Brief erhalten, den ich an Sie geschrieben?"

„Einen Brief von Ihnen? — Nein! — Niemals!"

„Ich habe es geahnt," sagte Martha, und das Gewicht der gewonnenen Ueberzeugung ließ sie den Blick zu Boden senken. Der Vorhang lag schwer, lag unbeweglich, wie wenn jede Lebensregung noch fern wäre, und das Schweigen kürzte wieder den Athem und lastete erdrückend auf dem wogenden Herzen.

„Ich wünsche Ihnen nochmals Glück," hob Martha an, „Glück für Sie — und — für mich — daß Sie im Glücke — gerechter von mir denken!"

„Gnädiges Fräulein!" begann Walther: „Zwischen

uns liegt bereits eine Schranke, die zu durchbrechen ich unfähig bin. Darum darf ich es sagen: Glück habe ich — weder gesucht — noch gefunden. Die Bedeutung dieses Wortes haftet für mich noch immer an Erinnerungen, von denen ich gewaltsam mich abgelöst. Ich ging den Weg der Pflicht .... Klagen Sie mich der Ungerechtigkeit nicht an. Wenn die Wunden nicht verheilt, nicht vernarbt sind, an denen ein Herz kränkeln darf, wenn es zur Ruhe, zum Schweigen gezwungen — dann ist volle Gerechtigkeit schwer — ja sie wird — unmöglich!"

„Ich klage Sie nicht an, Ehrhard!" erwiederte Martha. „Wenn diese Schranke, die ich nicht minder heilig achte, zwischen uns — schon längst getreten wäre, ich hätte Sie nimmermehr getadelt. Aber sie rechtfertigt auch mich — vor meinem eigenen Gewissen, wenn ich jetzt sage, daß die volle Aufrichtigkeit, die ich Ihnen — schuldig zu bleiben — nicht mehr über's Herz bringen konnte, — die ich nur gezwungen Ihnen schuldig blieb, — in jenem Briefe enthalten war, und daß Sie anders von mir denken würden, wenn" — —

„Alten Leuten muß man Zerstreutheit schon zu Gute halten, lieber Doctor!" — rief es jetzt. Es war die muntere lachende Stimme der Staatsräthin. Der schwere Vorhang wogte und mit hastigen Schritten

ging Herr von Friesen auf Walther zu. — Bernhard glitt — mit einem Blick und einer Verbeugung, die Allen galten, wie ein schwarzer Schatten durch's Zimmer — und die alte Staatsräthin bewegte sich schwerfällig zum Sopha. — An Martha's Seite sich niederlassend, legte sie stumm ihre füllige wohlgenährte Hand auf Martha's Hand — und ließ sie schwer da ruhen. — Es wurde Martha zu Muthe, als sollte dieser feste weiche Druck ihr sagen — „Ich fühle mit dir! — Sei ruhig — es wird schon Alles gut!“ — Oh wie war sie dankbar! Sie hätte auf die Hand der guten alten Frau ihre Lippen drücken mögen — und Freudenthränen weinen! Diese Fremde fühlte für sie, wie die Mutter für ihr Kind, — und ihre Mutter? — Welch' einen Verrath hatte diese an ihrem Vertrauen geübt! — Aber jetzt war Alles wieder gut! Wenn auch auf immer von einander geschieden, sie hatte ihn gesehen, — sie wußte es jetzt — er war ihr doch noch gut, — und auch er mußte es wissen, daß sie ihm gut geblieben. — Sie hatten sich wieder gefunden auf dem alten theuren Boden der Vergangenheit, — es war Licht um sie geworden — und die Erinnerung an dieses Wiedersehen blieb ihnen für's Leben — eine letzte — aber unvergängliche Blüthe aus schöner Zeit. —

Die Stimme Walther's war verstummt — nach

wenigen Worten, die er mit Friesen gewechselt, — hatte er sich entfernt, aber sein Blick, als er im Fortgehen sie grüßte, sprach fort und fort — und Martha war noch glücklich. — Sie träumte jetzt den Traum, den Viele träumen, wenn in dem Wahn des übervollen Herzens das Auge für die Wirklichkeit sich schließt. — Das Erglühen und Erkalten, das Andrängen der Wünsche, der Schmerzen und die ruhelose Sehnsucht, — sie flimmern ernst und still — wie die Sterne am nächtlichen Himmel. Ewig und endlos, wie sein tiefes Blau — ist dann die Liebe — und auf der Erde — ist Nacht, aber Friede. — Dieser Traum gesegneter Stunden ist kurz — und das Erwachen thut weh; — Kalt und dunkel wird es wieder im Herzen, Flammen schlagen darin auf — die Welt fängt Feuer daran — und Himmel und Erde werden umdüstert — während die Widersprüche hart und schneidend im Herzblut mit einander ringen. —

Die Ahnung, daß es für sie so kommen könnte, war Martha noch fern, als sie von dem sichtbar aufgeregten Friesen und der ruhig heiteren Staatsräthin Abschied nahm. Mit glühenden Wangen, leuchtenden Augen, das Herz voll Dankgefühl — blickte sie noch vom Wagen aus zu dem Hause hinauf,

wo sie mütterliche Theilnahme und väterliche Fürsorge so warm empfunden.

— „Das war unerwartet! ein unangenehmes Zusammentreffen — kann schlimme Folgen haben“ — sagte Friesen.

— „Warum schlimme Folgen?“ versetzte die Cousine. — „Ich freue mich herzlich — es ist für beide Theile gut, daß sie sich gesprochen.“

— „Nicht mehr an der Zeit!“ — brummte kopfschüttelnd der alte Herr.

— „Es ist immer an der Zeit, wenn eines dem andern Etwas zu sagen hat“ — entgegnete die alte Dame.

— „Aber er ist verlobt“ — fiel Friesen unwillig ein — „das vergessen Sie wohl?“ —

— „Gar nicht!“ — meinte gelassen die Staatsräthin.

— „Seine Braut — ein liebes gutes Geschöpf — ist bei allem, was zwischen ihnen vorgegangen, doch ganz unschuldig.“

— „Das weiß ich, lieber Vetter. — Aber haben wir denn ein modernes Rendez-vous vermittelt? Reiner Zufall — und eine sehr penible Lage, die meine Gegenwart noch drückender machte; — darum ging ich — und ließ sie — mit Gott.“

— „Daß weiß man schon!“ sagte Friesen, sein

Gesicht in ernste Falten ziehend — „die Frauen verstehen sich auf Auswege und Ausflüchte.“

— „Sie halten nicht so oft die Hände im Schooß!“ fiel die Staatsräthin ein und lachte munter auf — „Was meinen Sie, Vetter? habe ich so Unrecht? An Walldorfs Stelle hätte ich dem jungen Manne schon lange die Augen geöffnet. — Ein blutarmer Hauslehrer, der sein rechtmäßiges Erbtheil von sich weist! Das Warum — mußte für Walldorf klar genug sein — wie wäre es, hätte der Graf damals gesagt, was er wußte?“ — —

— „Das wäre unberufene Einmischung gewesen. Ein Vorsehung-spielen.“ —

— „Hören Sie, Vetter!“ hob die Staatsräthin an, indem sie ihr Strickzeug langsam zusammenlegte — „Mit Gott — kann man dazwischen einmal auch den geraden Weg verlassen, sonst kommt man schwerlich jenen vor, die ohne Gott — auf krummen Wegen gehen.“ —

— „Ist auch gar nicht unsere Sache“ — warf Friesen hin.

— „Kommt darauf an!“ — versetzte die Staatsräthin und legte sich behaglich auf ihren Lehnstuhl zurück. — — „Was denken Sie,“ fuhr sie fort — „was wohl Herr von Hohenfels für Augen machen wird, — wenn jetzt der junge Mann ihm eines

Arztes Tochter zuführt? — Die Freude über den wiedergefundenen Enkel kann noch sehr bitter werden."

— „Aber das Bittere ist zuweilen sehr heilsam" — sagte Friesen mit besonderer Betonung.

— „Ich meine" — entgegnete die Staatsräthin — „daß unser lieber Landsmann seinen großen Sparren getrost in's Grab nehmen kann, — der sitzt — im Kopf — und nicht im Herzen."

— „Das weiß ich! — Freilich — Sie haben Recht! Glauben Sie mir, Cousine, ich gönnte ihm von ganzer Seele eine ganz ungetrübte Freude — aber" — —

— „Aber — es wäre auch so gekommen," unterbrach ihn die Staatsräthin — „wenn man dem Ehrhard zu verstehen gegeben, daß er in einem Wahn befangen. — Hätte der Graf nicht blos in aller Stille die Capitalien angelegt, sondern ihm auch die Augen öffnen wollen — die alte Liebe hätte dann Stand gehalten, — den Eigensinn der Mutter mit der Zeit gebrochen — und Martha würde glücklich werden." —

— „Freilich — freilich! — aber — ein armes junges Kind würde sich arm und verlassen in der Welt herumstoßen müssen."

— „Warum herumstoßen?" fragte die Staatsräthin. —

— „Weil es keinen Versorger hat, Cousine, weil es ganz mittellos — weil es schutzlos dasteht! — Nein — wahrhaftig! ich fühle für Martha Halleck so warm, wie Sie, aber ich sage doch — ist es ein Mal so weit — muß man „Amen“ dazu sagen — nicht vergessen, daß die Tochter eines Mannes, der besser war, als Sie und ich, jetzt gut aufgehoben ist.“

— „Ich kann nicht, lieber Vetter, so tugendhaft sein“ — meinte die Staatsräthin. — „Ich halte es mit der ersten Liebe — und Martha hat mein ganzes Herz gewonnen.“ — —

— „Das verdient sie auch — aber Martha kann immer noch glücklich sein — sie hat den reichen, festen Stoff dazu — und jenes junge Ding — das sieht mir aus, wie eine Pflanze, die ein harter Windstoß brechen kann.“

— „Steht auch in Gottes Hand — lieber Vetter! — Ja, Gott helfe und leite Jeden, wie es ihm am Besten ist.“ Mit diesem frommen Spruch, den ein Seufzer tiefer Ueberzeugung begleitet hatte, begab sich die alte Dame zur Ruhe, den Vetter mahnend, ein Gleiches zu thun. —

Martha hatte mit dem ersten Aufschwung opferwilliger Liebe ihr Herz jeder selbstsüchtigen Regung verschlossen... Sie schlief — aber Walther — der

noch im Traum vor ihr stand — rang vergeblich nach Ruhe. —

War nicht Er — der Treulose gewesen? Würde nicht er — es jetzt zum zweiten Male werden? Mußte nicht Treulosigkeit als ein Gespenst in seiner Brust sich einbürgern — Frieden und Ruhe verscheuchen? War nicht er es, welcher müde geworden, an Hoffnung und Erinnerung mit seinem Herzen zu hangen? Hatte nicht die Anmuth eines anderen Weibes — ihm zu vergessen geholfen? — Und Sie vergab dieses Vergessen, weil ihr Herz noch immer an seinem Glücke hing! — Diese Augen, die so ernst ihn angeblickt, sagten sie nicht, daß ein Schuldbewußtsein — ihr fern geblieben? — Gleichviel! — Das Verhängniß ist stärker, als der Mensch! — Er hatte männlich gerungen — und wie so Manches — würde er dieses auch verwinden! Walther sagte es sich, aber die Unruhe des Herzens blieb. — Waren denn diese Fäden, die ihn an ein anderes Wesen gekettet — und die Weihe gelobter Pflichten schon empfangen hatten, dennoch so schwach, daß sie diesem Wiedersehen — und diesem Wiederfinden nicht Stand halten konnten? — Oh wenn das wäre — er müßte sich verachten, er hatte besser von sich selbst gedacht. Sein Blut stand still — so heiß es war — Nein! — Leidenschaft würde ihn nimmer beherrschen —

er würde nimmer dem Herzen Schaden bringen, das schön war und rein, wie das Herz des Kindes. —

Nur das Eine mußte er wissen, bevor er völlig mit sich abgerechnet: Was war der Inhalt — jenes Briefes gewesen, der ihm vorenthalten worden? Der dunkle Fleck mußte unbestimmte Schatten in sein Leben werfen, — das Licht der Wahrheit sollte sie beleuchten, — dann würde er fest und ruhig mit der Vergangenheit abschließen. — Walther fühlte es deutlich — dieses Verlangen war nicht strafwürdig, aber wie ihm genügen? Wie sollte er Licht suchen und dann hintreten vor Marie? Würden nicht seine Worte anders lauten, als seine Gedanken? Mußte er nicht diese Gedanken in Dunkel hüllen vor ihren Augen? Es mußte ihm schwer — es mußte ihm herbe werden — aber es war ein letzter Schmerz, dem alten Leben seines Herzens entquellend — dann konnte dieses versiegen. — Mit diesem Bewußtsein wollte er gehen zu Marie und die Kraft eines guten Gewissens mußte den Schein des Unrechts beherrschen!

— — — — — — — — —

Vierzigstes Kapitel.

Ein fester Entschluß.

Die Kirchthürme zeigen sich schon dunkel an dem bewölkten Himmel. — Kalter Abenddunst umhüllt die Stadt — aber unten am Horizont zieht sich noch ein heller Streif hin und aus einer dichten, darüber aufgethürmten Wolkenmauer sinkt die Sonne herab. Jetzt bricht ein letzter Strahl hervor, feurig, blendend — wie wenn er in sich trüge der Sonne ganzes Licht und fällt in's Fenster, an dem Marie vor ihrem Schreibtisch sitzt. Er leuchtet über dem Bilde, welches dort steht, und Marie sieht unverwandt dahin. —

Licht und Erinnerung weben die Züge des Lebens in dieses Bild hinein. — In dem weißen Leinen, welches die Brust des Vaters deckt, erkennt Marie

die Arbeit ihrer Hände, die manche ihrer Lebensstunden ausgefüllt, während ihr Herz voll opferwilliger Liebe schlug. So mancher Augenblick, wo sie ihr Gesicht an diese Brust gedrückt, tritt ihr so nahe, als wäre er eben dagewesen. Sie sieht das Hauptthaar schimmern, die wechselnde Färbung des Lebens gewinnen — und die Furchen auf der Stirne treten tief und deutlich hervor. In dem ernsten sinnenden Auge sieht sie Liebe und Sorge sprechend sich zeichnen und um den geschlossenen Mund die Schatten schwinden, als wollten die Lippen sich öffnen und ihr ist, als träte das ganze Bild aus dem Rahmen hervor, ihr näher und näher. — Da neigte sie den Kopf — und drückte die Augen mit so gewaltsamer Bewegung auf die Hände, wie wenn der spielende Sonnenstrahl sie der Sehkraft beraubt hätte und sie nun zusammenschauere über eine ewige Nacht.

Lange bleibt sie in dieser Stellung und endlich richtet sie sich auf. — Ihr Auge ist trocken, aber dunkel, als wäre in ihm wie auch am Himmel der letzte Lichtstrahl erloschen. — Sie steht auf — blickt um sich — dahin ist das Alte. — Eine neue Welt umgiebt sie jetzt. An jedem Stück, welches im Raume steht, haften Gedanken und Wünsche, — die fallen ab — wie welke Blätter, — sie nimmt sie auf — mit ihrem Herzen — dort sollen sie ruhen und erst

dann — wenn sie dem Vater Wort gehalten, wenn sie sich sagen wird — „Du hast gethan, wie er es meinte!“ — Dann wird sie die alten Gedanken — und die alten Wünsche mit ihrer Liebe erwärmen und weinen — dann wird das schwere Herz ihr leichter werden! — Wie sie so dastand — und sinnend um sich schaute, traten ihre Mutter und Agnes herein.

— „Ist Ehrhard nicht mehr hier?“ fragte Johanna.

— „Er war hier — er ist fortgegangen,“ erwiederte Marie. „Sein Freund Forster ist bei ihm.“

— „Dem Freunde kann man ihn gönnen!“ sagte Agnes kurz. „Aber was ist, Johanna?“ fuhr sie fort, „nach unsern vielen Gängen und Besorgungen in der Stadt wirst du wohl müde sein?“ —

Frau Johanna, die sichtbar erschöpft war, hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und die gemachten Einkäufe auf dem Schooße haltend, sah sie auf diese herab und gab keine Antwort. Marie bemerkte jetzt, daß die Mutter Hut und Mantel noch nicht abgenommen hatte. — „Gieb mir die Sachen!“ — sprach sie, zu ihr tretend.

— „Nein! Marie!“ — sagte die alte Frau und schützte ihr Mitgebrachtes vor den Händen der Tochter

— — „Ich richte dir erst Alles ein — und gebe es dann dir ab!“ — Mit feucht werdendem Auge neigte sich Marie, löste den Mantel der Mutter, nahm ihr den Hut ab, schob die Haube zurecht und küßte die erhitzte schweißbedeckte Stirn. „Mutter,“ sagte sie leise — „Du bist ganz müde . . . Komm — ruhe dich aus — ich trage dir Alles nach.“

— „Ja, liebe Johanna!“ fiel Agnes ein, während Ungeduld in ihrem Gesichte sich malte — „Thue es Marie zu Gefallen — ich erzähle ihr derweile, was wir besorgt“.

— „Komm, Mutter!“ wiederholte Marie.

Der Entschluß aufzustehen, schien Frau Johanna schwer zu fallen; endlich gab sie der Tochter ihre Schätze ab, mit den Augen diesen noch folgend — und richtete sich auf. — „Mutter!“ sagte Marie — „Ich werde bei dir bleiben, dich recht auszupflegen — du sollst Nichts mehr thun, als dich erholen.“

— „Mein gutes Kind!“ — sprach die Mutter — und blickte mit glücklichem Lächeln in die ernsten Augen. Beide gingen. — — „Komm nur zurück, Marie!“ rief Agnes nach — „sobald die Mutter sich niedergelegt.“ Nach wenigen Secunden kam Marie wieder und begegnete standhaft dem ernsten, prüfenden, fast scharfen Blick, der sie empfing und auf ihrem Gesichte ruhen blieb.

— „Du machst mich ganz ungeduldig!“ — hob Agnes endlich an. — „Wie siehst du wieder aus? Was fehlt dir? Hast du nicht Alles, was ein fühlendes und nicht verdrehtes Menschenkind beglücken kann? Woher diese plötzliche — und fortschreitende Umwandlung in deinem Wesen? — Ich bin glücklich, daß Ehrhard nicht mehr hier ist, — daß ich endlich dich allein habe. — Seit du so sonderbar geworden, bleibt mir jedes gescheidte Wort in der Kehle stecken, wenn er da ist. — Sage — was quält dich? — Warum beobachtest du deinen Herzliebsten? Warum horchst du auf seine Worte, als wenn“ —

— „Bitte — bitte, sprich nicht mehr!“ rief Marie die Hände faltend. „Ich will dir Alles eingestehen. Versprich mir nur, meiner Mutter und Ehrhard ja nichts davon zu sagen, sonst — wie du willst!“ —

— „Aber Marie?“ —

— „Ich bin kindisch — ich bin selbstsüchtig gewesen“ — fuhr Marie fort: „ich habe vergessen, was der Vater mir sagte — ich will es gut machen — Versprich, daß du schweigst!“

— „Mein Gott!“ rief Agnes: „Was ist dir?“ — Sie hielt inne — und sagte klanglos — „Gut, ich verspreche es ... Was hast du im Sinne?“ —

— „Nichts weiter, als daß ich Gouvernante zu werden beschlossen.“ —

— „Marie! Was bringt dich jetzt auf diesen Gedanken?“

— „Mein Entschluß steht fest!“ sagte Marie. — „Ich bitte dich — der Vater ist dir lieb gewesen — um seinetwillen hilf mir und schilt mich nicht.“ — Mit diesen Worten — legte Marie den Kopf auf Agnes' Schulter, umhalste sie stürmisch und wiederholte mit erstickter Stimme — — „Hilf mir — habe Mitleid mit mir.“

Agnes stand blaß und zitternd da. Sie wollte sprechen — sie konnte es nicht. Stumm drückte sie Marie an ihre Brust, dann rollten große Tropfen aus ihren Augen herab — und sie sprach mühsam — „Ich werde dich nicht schelten — ich werde für dich thun, was ich kann — aber sage mir ruhig — warum hast du dich so besonnen? — Aufrichtigkeit — Marie — verdiente ich schon!“

— „Ich könnte nicht glücklich sein, nicht Frieden in mir haben, wenn das Alte bliebe.“

— „Und warum das?“

— „Und wie ich ihn auch liebte, es würde ihm nicht helfen!“ — erwiederte Marie.

— „Du undankbares — kindisches Mädchen!“ sprach Agnes kopfschüttelnd. „Ist er nicht rührend gut für dich? und darfst du mehr noch wünschen?“

— „Nein! — aber — Er darf es wohl.“

— „Unsinn! Weißt du, welch ein Glück es für sein Herz ist, eine Seele zu besitzen, die wie die deinige ganz Liebe ist und so immer bleiben wird? — Wie das ihn aussöhnt mit vielen bitteren Erinnerungen. Glaubst du wirklich, daß er von dir lassen wird?“

— „Er würde mich nicht vergessen, wenn ich hier bliebe — darum will ich fort von hier — er soll glauben, daß ich glücklich bin — dann kann er es auch werden.“ —

— „Höre Marie!“ — unterbrach sie jetzt Agnes. — „Du hast mir einen Moment die Besinnung geraubt. — Diese Mißgeburt deiner Phantasie hat Herz und Kopf zum Schwindeln gebracht. — Jetzt ist es vorüber. — Was soll der Unsinn? — Wo bleibt dein Pflichtgefühl? Ich habe zu schweigen versprochen — aber hätte ich es nicht: wahrhaftig — ich wünschte nicht, daß Ehrhard von solcher Ueberspannung, von solcher Laune der Empfindung Etwas erführe. Hart, ungerecht — ist das Schicksal gewesen für Alle, die ich liebte — für dich allein ist es gerecht — selbst gütig. — An dir vergilt es deines Vaters Tugend — und du willst widerspenstig sein! Ein Mann, den eine Generalstochter kaum verschmähen würde, hat dich erwählt — weil du gut und rein bist, — weil das Gute und Schöne dich

von der Wiege an umgeben hat. — Was er in dir findet, stellt er höher, als Vieles, was die Welt ihm hätte bieten können. — Willst du dir anmaßen, für ihn die Vorsehung zu sein? dir anmaßen, nach seiner Vergangenheit zu forschen? — Willst du Schlüsse ziehen, Besorgnisse aufspüren und dann in dem Scheine falschen Edelmuths Beziehungen zerreißen, für die zu leben deine Pflicht ist?" — Marie schaute zu Boden. — „Ich habe dich durchschaut" — fuhr Agnes fort — einen durchbohrenden Blick auf das blasse Gesicht heftend — „Martha von Halleck spuckt dir im Kopfe — ein zufälliger Windstoß wird dieses Bild dir nahe gebracht haben. Du meinst wohl jetzt, dein Glück sei doch nicht voll genug! Närrisches Kind! Wenn er jene auch noch so warm geliebt hätte: daß er dich liebt und dich zu seinem Weibe machen will — ist das nicht Glück genug für dich?" — Marie regte die Lippen und schloß sie dann wieder. Ihr Auge glänzte und war stolz — fast strafend auf Agnes gerichtet — ihre Wangen dunkel gefärbt.

— „Warum glaubst du, daß er nicht glücklich ist?" fragte Agnes mit sanfterer Stimme.

— „Ich weiß es!" —

— Du kannst dich täuschen." — Marie ging an

ihren Schreibtisch, nahm einen Brief heraus und reichte ihn Agnes hin.

— „Was?“ rief Agnes. „Dem Manne, den du verachtest, schenkst du Glauben — wo es sich um den Geliebten handelt?“

— „Ich verachte die Absicht!“ entgegnete Marie — „aber was er sagt, ist keine Lüge — Ehrhard kam am nächsten Morgen — und ich sah es ihm an.“ —

— „Aber Marie!“ — sagte Agnes — „Wo wir lieben, da sollen unsere Gedanken rein bleiben von der Tinte des Verdachts — die trocknet nicht ein — die verwittert und bleicht nicht — an einem Tropfen saugt sich das Herz voll. — Nur das offene Wort vernichtet dieses Gift. — Warum gabst du ihm nicht diesen Brief zu lesen? Warum sagst du ihm nicht, was dich quält?“

— „Ich wollte es — ich dachte daran — aber dann könnte ich nicht fort.“

— „Bei Gott!“ rief Agnes händeringend — „Es ist zum Verzweifeln mit dir, zum Rasendwerden. — Wenn er dich seiner Liebe versichert — dir jenes Zusammentreffen — als zufälliges erklärt, wenn er dir sagt, daß die früheren Beziehungen auf immer abgebrochen, — Wirst du dann an der Wahrheit seiner Worte zweifeln?“

Marie schüttelte den Kopf, die Antwort schien ihr schwer zu fallen. Endlich begann sie zögernd — „Als er kam — und ich ihn sah, versagte mir der Muth zu sprechen. Später dachte ich — daß die Güte seines Herzens — mir Vieles — immer zudecken wird. — Ich habe es auch oftmals schon gefühlt — wenn er mit mir gesprochen. — Liebe öffnet wohl die Seele und man schaut tief hinein und weiß dann mehr, als je die Worte sagen. — Aber die Güte giebt nur — und was das eigene Herz begehrt — kann immer noch verborgen bleiben." — Agnes hatte die Zähne zusammen gebissen ... Ja, sie fühlte es: es würde sicher dahin kommen: die Freude, die Hoffnung, die ihr trübes Dasein erhellt hatten, sie gingen unter wie Alle, die ihr Herz bewegt hatten. — Unsichtbar im Finstern gereift, trat dieser Schicksalsspruch an's Licht... Auch Marie sollte hinausgestoßen werden aus dem sichereu Hafen — darben sollte auch ihre Seele — sich winden und krümmen in steter Entsagung und Abhängigkeit, aber an wem die Schuld? — Es lag in ihrer Macht, die Glückliche und die Beneidete zu sein. — Sie wollte es nicht — und ihr Wille war unbeugsam! —

— „Ich denke zu gut von Ehrhard," sagte Agnes hart und höhnend — „um wie du zu glauben, daß er durch dich — sich verheirathen läßt. — Er wird

dich nicht zwingen wollen, sein Weib zu werden. — Dein Bestreben, ihn glücklich zu machen, wird nur den warmen Heerd der Häuslichkeit ihm fern halten. — Magst du auf deiner Gouvernantenbahn ein trautes Daheim finden, — er — allein — die blinde Mutter pflegend — wird nimmermehr die Oede um sich weichen fühlen.“ — Daran hatte Marie nicht gedacht, daß Ehrhard allein bleiben könnte, allein mit der Mutter, die ihm nicht in die Augen schauen — nicht in seinem Antlitz lesen kann! — Sie blickte betroffen zu Agnes auf.

— „Dein großmüthiges Entsagen ist hart und kalt!“ fuhr diese fort, die Wirkung ihrer Worte beachtend: „Mich jammert deine arme Mutter — mich jammert Ehrhard, der wärmere Liebe verdient — Marie! — Marie!“ — sagte sie nach kurzem Schweigen und legte den Arm um das weinende Mädchen — „Was du im Sinne getragen, was ich gehört — laß es vergessen sein! Es war Wahnsinn — es war die Grille einer kindischen Eifersucht!“ — Marie schluchzte — und Agnes stockte die Stimme — „Glaube immerhin!“ hob sie dann mühsam an — — „Er liebe Martha Halleck — glaube immerhin, du könntest ihn nicht glücklich machen, — es weint sich leichter, wenn man geborgen ist an der Seite eines edlen Mannes. — Das Weinen im

Dienste Fremder und Fremdbleibender ist schwer: In dem Dienste geliebter Menschen und eigener Angehörigen dagegen zerrinnt die Sorge — wenigstens wird sie gemildert und wäre sie noch so groß! Du thörichtes Kind!" fuhr Agnes fort, das feuchte Haar Marien aus dem Gesicht streichend — „Ich sage dir — Er liebt dich — liebt dich herzlich — und hat er Martha Halleck wirklich nicht vergessen — er thut es, wenn er ein so liebes, süßes Weib, wie du bist, an seinem Herzen halten wird."

— „Nein, nein!" rief Marie, mit stürmischer Bewegung ihr Gesicht mit den Händen bedeckend — — „Ich kann nicht seine Frau werden — ich kann es nicht." — —

Agnes waren die Arme schlaff herabgesunken — ihr Auge wurde starr und grollend.

— „So helfe dir Gott!" — sagte sie — „Ich bemühe mich nicht weiter um deinen Eigenwillen, aber baue nicht auf meine Hilfe." — Mit diesen Worten wandte sie sich ab und ging. An der Thür blieb sie zögernd stehen — Marie rief ihr nicht nach — sie nahm Hut und Mantel und ging — hinaus. — Im Sturmschritt eilte Agnes die Straße hinunter — war ihr doch zu Muthe, als ob die Trostlosigkeit der gesammten Menschheit sie jetzt erdrücken wollte. — Als lagere diese tiefste Empfindung für das Leiden der

Menschheit in den regungslosen Mauern, schaue von dort so ergreifend heraus — wie aus den Augen der Menschen, die an ihr vorüberstreiften, — als klebe sie am Boden, zusammengetragen von verschollenen und lebenden Geschlechtern, — trübe das Licht — spreche im Schall und in Allem, was der Hauch menschlichen Daseins durchzieht. —

Schon hatte Agnes die Gartenanlagen der Vorstadt hinter sich, — noch eine kurze Strecke — und das Luitpoldsche Haus lag vor ihr. Sollte sie da hinein? Nein, das konnte sie nicht! dort schallte das ewige Lachen der Baronin — dort unter dem kunstvollen Lockenbau erglänzte stechend das Auge der Baronesse Emma -- und auf den frischen Kinderlippen und in den hellen Kinderaugen regte sich schon der Dämon der Gleichgültigkeit mit seinem Hauch und gab es kein Herz für fremdes Leid! — Nein, dorthin konnte Agnes jetzt nicht. Sie verlangsamte ihren Schritt — und bog in eine andere Straße ein. — Bald schlich sie mehr als sie ging. — An einem Laden, der bereits erleuchtet war, blieb sie stehen — neben schaulustigen Schulkindern, die munter plaudernd an den großen Spiegelscheiben ihre Köpfe zusammengesteckt. Hier hatte sie vor wenigen Stunden die kleine Aussteuer für Marie zu kaufen geholfen — hatte ihr Herz jauchzend da-

bei geschlagen? Nein — vielmehr — bange — ahnungsschwer — doch daß es so kommen konnte, hätte sie nimmer gedacht! Wie Agnes so sinnend da stand — hörte sie plötzlich ihren Namen — „Agnes! — liebe Agnes!“ — In dieser Stimme lag ein tiefer weicher Herzton; — Agnes zitterte, Martha ergriff schon ihre Hand. „Agnes!“ sprach sie, „die Nachricht von dem Tode Ihrer Schwester hat mich sehr erschüttert . . . Ich wäre zu Ihnen gekommen, aber Sie wissen: das Haus, wo Sie leben, kann ich nicht betreten.“

— „Ich danke Ihnen, Fräulein von Halleck!“

— „Fräulein von Halleck?“ wiederholte Martha „Oh Agnes!“ Agnes drückte ihre Hand — sie vermochte kein Wort hervorzubringen, aber über ihre Wangen rannen die Thränen.

— „Agnes! — Wie geht es Ihnen sonst?“ fragte Martha mit dem Ausdruck der Besorgniß.

— „Schlecht — sehr schlecht!“

— „Kommen Sie zu mir, Agnes — hier können wir nicht sprechen.“

— „Nein — nein — ich komme nicht!“

— „Und warum nicht? — Agnes! — Grollen Sie mir noch?“

— „Ich könnte — Sie wieder lieb gewinnen“ — erwiederte Agnes mit seltsamem Ausdruck im

Auge — und im Klang der Stimme — „aber meine Liebe bringt Unglück.“ — Mit diesen Worten glitt sie an Martha vorüber. —

Am Spätabend dieses Tages war der Salon von Frau von Halleck mehr als gewöhnlich erleuchtet. An den Theetisch, der in demselben hergerichtet stand, kam häufig die Hausfrau heran — in ihren Bewegungen leicht und behend, aber in den sprechenden Augen das Feuer und auch die Färbung eines in Leidenschaftlichkeit stockenden Herzschlags. Während die Hand ordnend hier — und da auf der kleinen Tafel sich bewegte, tauchte der Blick in die Tiefe des Nebenzimmers. Dort saßen — Martha und Forster — die Mutter sah glühende Flecke auf den Wangen der Tochter ... Ein häufiger Wechsel der Farbe mußte sie zurückgelassen haben. — Sie sah, wie Forster, mit gedämpfter Stimme sprechend, die Augen fast gesenkt hielt. — Frau von Halleck glitt zum Sopha zurück, nahm ihre Arbeit in die Hand und blickte scharf lauschend vor sich hin. — Da rückten Stühle — Worte klangen herüber — es war ein Abschied-nehmen; — der Hausfrau stand der Athem still. — „Sie erlauben, daß ich mich empfehle?“ sagte Forster, auf sie zukommend.

— „Wie? Sie bleiben nicht?“

— „Unmöglich, gnädige Frau, ich bin gebunden durch ein Geschäft — und ein gegebenes Wort.“ —

— „Es thut mir leid! — Ich hoffte heute Sie länger hier zu sehen.“ — —

— „Ein anderes Mal, wenn Sie erlauben, gnädige Frau!“ — Seine Schritte verhallten — die Thür schloß sich. — Jetzt trat Frau von Halleck auf Martha zu. —

— „Nun, Martha?“ sagte sie — „Er sprach heute sehr lange — wie mir schien — sehr ernst! — und du — du bist noch erregt! —

— „Forster ist ein edler Mensch... Mehr denn je habe ich es heute empfinden müssen!“ — gab Martha zur Antwort. —

— — — — — — — — —

Einundvierzigstes Kapitel.

Gewonnene Einsicht.

Auch der überströmende Freudenbecher hat seinen bittern Tropfen — das hatte eben der alte Herr von Hohenfels erfahren. — Von überschwenglicher Freude erfüllt, schloß er den würdigen Nachkommen seines Bruders in seine Arme — und in sein weites Herz. — Aus grauer Vorzeit schaarten sich um ihn die Edeln seines Geschlechts — aus fernster Zukunft leuchtete ihm die Unsterblichkeit seines Namens entgegen. — —

Von heiligem Schauer durchrieselt, hatte er das Haupt gebeugt vor dem Gedächtniß der ruhenden Ahnen — und im Geiste Namen und Besitz auf ihren letzten Sprößling übertragen. —

Die Augen hatte er dankend himmelan erhoben und sie dann wieder gesenkt vor dem Glanz der kom=

menden Geschlechter, die sein Wappen und seine Gesinnung fortzupflanzen und fortzutragen berufen waren. —

Das Wesen des alten Herrn wirkte wie schwüle Luft auf Walther ein — ihm war beklommen zu Muthe an allen den Opferaltären, welche die Liebe seines Oheims, auf Schritt und Tritt seinem Geschlechte Weihrauch spendend, errichtete. — Der junge Mann schaute ernst in die Augen des Greises und war sich selber gram, daß er gleichsam, wie aus lichter Höhe in jenen Dunst hinabsah. — Wehte es ihn doch an, wie ewige Jugend des Herzens aus den Worten des alten Mannes und ob er auch den Fluß der Empfindung, den Flug der Gedanken als eng begrenzt erkennen mußte, — gestehen mußte er sich dennoch, daß jener tief und auf reinem Fels einherströmte, und daß den Flug der Gedanken ein edles Feuer durchglühte.

Die Achtung für Hohenfels war in Walther gewachsen — in diesem die Liebe für Walther, — und die gegenseitigen Beziehungen wärmer geworden, je mehr der Eine dem Andern näher trat. Da ereignete es sich eines Tages, daß der alte Herr an den Gräbern der Ahnen einen Gedankenfaden anknüpfte und fortspann — bis in die Tage hinein, wo der blondlockige Jüngling vor ihm mit ergrautem

Haupte an der Seite eines würdigen Weibes — gleich ihm aus edlem Stamme entsprossen — von Kindern und Enkeln umgeben — des Greises gedenken würde, der jetzt mit freudigem Herzen die Augen zu schließen bereit sich fühlte. — Ein ernstes Lächeln war über Walthers Züge geglitten bei diesem fernen Bilde seiner Zukunft, — und mit wenigen Worten hatte er dem Oheim mitgetheilt, daß er bereits verlobt sei — und zwar mit Marie Trost, der Tochter eines Arztes. —

Marie Trost! das war ein hartes Wort! Aus einem mährchenhaft beleuchteten Labyrinth war Hohenfels plötzlich hinausgestoßen; — ein Frösteln ergriff sein warmes Herz — und der feuchte Glanz in seinem Auge erstarrte. — Der Fluß der Rede war gehemmt — mühsam — und immer seltener — wie Tropfen eines versiegenden Quells — fielen die Worte und der Abschiedskuß des Oheims war kalt und förmlich, als Walther von ihm ging. — Der verhängnißvollen Entdeckung folgte eine schlaflose Nacht — Marie Trost? die sollte die Gattin — des Stammhalters der Hohenfels sein? — Marie Trost! — die sollte der dahinscheidende Greis in seine Arme schließen? — als die Mutter seines kommenden Geschlechts! Ein Gedanke — wie dichte Herbstnacht schwer und düster! Ihm, dem Greise,

war Ruhe und Festigkeit begegnet — der Jüngling schien unbeugsam. — Dem Alter, den Anforderungen der Verhältnisse räumte der Jüngling keine Rechte ein! — In Hohenfels kochte das Blut — und kaum war es Tag, als er Walther zu sich rief. — Endlos war die mahnende Rede des Oheims — kurz, aber bestimmt die Antworten des Neffen. Zuletzt schwollen dem Greise die Stirnadern an — Zorn leuchtete in seinem Auge auf — und Walther ging mit dem Bewußtsein, den Mann, dem er Dankbarkeit schuldete, schwer verletzt zurückzulassen. — Seit jenem Morgen waren drei Tage vergangen. Hohenfels hatte Niemanden vorgelassen. — Von der Gegenwart wie abgeschieden hatte er nur der Vergangenheit gelebt. — Selbst all die Sagen, die sein Ohr in der Kinderstube vernommen, rief er sich in's Gedächtniß zurück und endlich wurde es wieder Tag in ihm! Vor seinem Auge standen drei Thatsachen fest: Nie hatte ein Hohenfels sein Wort zurückgenommen, — dem Andrange der Umstände war nie ein Hohenfels gewichen, und so stolz sie Alle auch das Haupt getragen, sie Alle hatten es gebeugt vor dem Rathschluß eines allmächtigen Lenkers der Schicksale.

Jetzt trat ein weicher Glanz in das sinnende Auge des Greises — er stützte den Kopf in die Hand — und saß lange in dieser Stellung. — Er,

der alte Mann, dem Endziel so nahe — war wieder fortgerissen worden — von der Fluth der Leidenschaft und jener Jüngling hatte würdig Stand gehalten Er — der Greis war wieder von den Nebeln umfangen gewesen — die das Menschenherz aushaucht — und jener Jüngling hatte es verstanden, sie von sich fern zu halten! Hohenfels richtete sich auf; das Feuer der Jugend brannte wieder in seinen Zügen — er schritt auf und ab in seinem Zimmer, blickte ungeduldig auf die Zeiger der Uhr — das Unrecht sollte gut gemacht und offenherzig eingestanden werden. — Es war nicht genug, den Enkel seines Bruders in die Arme mit Liebe zu schließen — es war nicht genug, ihm zu sagen — „Vergieb mir — du warst besser, als ich!“ — — Der Schleier, der das Unrecht deckte, wäre dann nur zum Theil gelüftet — und vollends sollte er durchgerissen werden. — Zu dem Mädchen, das der Jüngling liebte, mußte er hin — Marie Trost mußte er an das Herz drücken — ein offenes Bekenntniß ablegen und dann erst durfte er den Gekränkten zu sich rufen und ihm wieder in die Augen schauen. — Hohenfels hatte es beschlossen — und schon war ein Diener ausgeschickt, um die Wohnung der Wittwe Trost zu erfragen, als Arthur von Forster gemeldet wurde. Mit Freuden empfing Hohenfels den jungen Landsmann — und kaum be-

grüßt — begann er diesem vorzutragen, wie die letzten Tage inhaltsschwer für ihn gewesen.

Forster hörte mit gespannter Aufmerksamkeit der Mittheilung zu. — Als aber Hohenfels den eben gefaßten Entschluß aussprach, fiel ihm jener betroffen und fast erschreckt in's Wort — „Um's Himmelswillen, Herr von Hohenfels!" rief er aus — „das thun Sie nicht! Ueberlegen Sie die Sache noch ein Mal — Sie würden das junge Mädchen in die peinlichste Verlegenheit bringen — Ueberlassen Sie es Ehrhard, ihr so viel davon zu sagen, als er es für gut befinden wird!" — Hohenfels war abermals mit der warmen ihn forttragenden Gefühlsströmung unsanft auf's Trockene gerathen — und abermals stand er kampfbereit — und trotzig da — das Haupt mit dem zu Berge stehenden Haar schien aus dem gestreckten Oberkörper emporzuwachsen — und das Auge langsam aus dem Schatten der buschigen Brauen hervorzutreten.

— „Herr von Hohenfels!" — fuhr Forster fort — „So anerkennenswerth auch Ihre Absicht ist, sie könnte manches Unangenehme nach sich ziehen. — Ich bitte Sie — überlegen Sie es reiflich — zum Wenigsten verschieben Sie die Ausführung auf eine spätere Zeit."

— „Herr von Forster!" hob Hohenfels jetzt an

— „Sie haben einen Greis vor sich, der seinem Herzen stets gefolgt ist, und seinem Herzen immer folgen wird — einen Greis der, wohl verstanden, nicht jener dürren kernlosen Weisheit huldigt, die ein Kind der Neuzeit ist; — ja — junger Mann! die war uns fremd — ganz fremd und nicht allein den Alten — Nein, zum Lobe, zur Ehre der Jugend sei es gesagt — auch der Jugend!"

— „Ich glaube, Herr von Hohenfels!" entgegnete Forster — „daß es eben eine Herzenssache ist, eine Erklärung zu vermeiden, die sehr peinliche Gefühle zurücklassen kann." — —

— „Wahrlich!" fiel ihm Hohenfels in's Wort — „die Zeiten haben sich verändert, — ja man sehnt sich — man sehnt sich — an der Seite derer zu ruhen, die das Herz auf den Lippen getragen haben, mit seinen bösen — und mit seinen guten Gedanken. Denn das Böse, junger Mann, ist menschlich — auf Schritt und Tritt — dem Sterblichen nahe, — aber das Verschweigen des Unrechts ist schlimmer als das Unrecht selbst — und — es ist des Menschen unwürdig." —

— „Ich fasse vollkommen — was Sie meinen" — versetzte Forster — „aber wenn diese Erlärung, die Sie zu machen beabsichtigen, auch Ihrem Bewußtsein wohlthun wird, kann sie dennoch das Ge=

müth und das Gewissen des jungen Mädchens belasten — und mir scheint, daß Solches nicht unberücksichtigt bleiben darf."

— „Herr von Forster!" unterbrach ihn Hohenfels: „Ich wiederhole es — Sie haben einen alten Mann vor sich — zu alt — um der guten Lehren zu bedürfen, — aber wahrlich — nicht alt genug — um unziemende Worte ohne Rüge hinzunehmen."

— „Ich stehe Ihnen zu Diensten!" fiel Forster ein: „Mir liegt wahrhaftig am Leben nicht so viel!" — fügte er mit bitterem Lächeln hinzu — „aber ich nehme von dem Gesagten keine Sylbe zurück — Ihre Absicht, wenn Sie dieselbe ausführen, kann unheilbringend für Ehrhard sein!" Eine gigantische Gestalt, jede Sehne zornig gespannt, stand Hohenfels aufgerichtet da — und schaute mit funkelnden Augen dem fortgehenden Forster nach. — Aber bald war die gewaltige Spannung gewichen — der Greis schüttelte wehmüthig den Kopf — und sah ruhig, fast mit sanftem Ausdruck vor sich hin.

— „Sollte die Kugel des unreifen Jünglings ihn treffen, wenn die That der Reue geschehen — wollte er gern für sie verbluten." — Der Groll war verwunden und dem alten Mann nur ein Gefühl von Trauer geblieben — für den jungen Lands-

mann, der so klein von einem Weibe dachte, das den Namen Hohenfels zu tragen bestimmt war. —

Kaum eine Stunde später, betrat schon Hohenfels das Haus der Wittwe Trost. — Mutter und Tochter waren allein. Erschreckt starrten sie die ungewöhnliche Erscheinung an — sprachlos vor Ueberraschung vernahmen sie die ersten Worte, die Hohenfels an Marie gerichtet: dann erfaßte dieser die Hand des jungen Mädchens und sie fest haltend begann er sein Geständniß. Frau Johanna stand unbeachtet abseits, regungslos den Sprechenden anstarrend, Marie bleich und zitternd, hatte die Augen gesenkt — aber der Ausdruck des Schreckens war schnell aus ihren Zügen gewichen — auf ihrem Gesichte lag ergebene Ruhe — sie schien wie sinnend dem Klang, nicht dem Inhalt der Worte zu folgen und kaum hatte Hohenfels inne gehalten, als auch sie — hastig zu ihm aufblickte. Ein lichtes Roth übergoß das schmale Antlitz, ein kurzes, ängstliches Zögern — und ihre Hand zurückziehend, hob sie mit stockender Stimme an: „Ich liebe Ehrhard, aber — ich kann — nicht — seine Frau werden, — ich könnte nicht glücklich sein, ich bin fest entschlossen — ich will Gouvernante werden.“

In der majestätischen Gestalt schien das Mark erschüttert zu sein. — Mit erschlaffenden Gliedern

— den sprechenden Ausdruck der Züge erlöschend — blickte Hohenfels — betroffen und verstummend in das schmerzlich bewegte Gesicht.

— „Ich bitte, Herr von Hohenfels,“ nahm Marie wieder das Wort: „Mir hat der Muth gefehlt, es Ehrhard selbst zu gestehen — es war sehr Unrecht von mir. — Ich will Ihnen mein ganzes, ganzes Leben hindurch dankbar sein, wenn Sie es ihm sagen.“

— „Wie?“ sprach Hohenfels mit klangloser Stimme — „Wie? — Sie können nicht glücklich sein — an seiner Seite?“ Die Gedanken des Greises hafteten fest an diesem ersten Ausspruch, der über ihre Lippen gekommen.

— „Nein! Ich könnte es nicht. — Ein Vorwurf würde auf meinem Gewissen lasten — ich könnte — an meinen Vater — nicht denken — der ist todt.“

— „Das Andenken des Vaters zu ehren — Wahrlich, das ist schön!“ — erwiederte Hohenfels — „Ich beuge das Haupt vor Ihren Worten, — obwohl ich ihren Sinn nicht fasse . . . Ihr Vater war — ein ehrenhafter Mann — er hatte Ehrhard lieb!“ — —

— „Sehr lieb!“ — fiel Marie ein — „aber — er hatte Gedanken, über die ich nicht sprechen kann.“

— „Fern sei es von mir“ — entgegnete Hohen=

fels — „in das Heiligthum zwischen Vater und Kind — eindringen zu wollen — fern soll es mir bleiben, diese Gedanken erforschen zu wollen. — Ich ehre diese Gedanken, wahrhaftig, das thu ich — aber mir ist schwer — um's Herz — geworden — sehr schwer! — Eine harte Kunde soll ich Ehrhard bringen — von der geliebten Braut — ein hartes Wort — fürwahr! sein Herz wird bluten." — Marie schaute um sich, wie Hilfe suchend. Sie hatte ja Alles schon gesagt — jetzt erdrückte sie die Gestalt, die vor ihr stand, jetzt zitterten ihr wieder Herz und Glieder. — In die Erde hätte sie sinken mögen um diese Stimme nicht mehr zu hören — um den schweren Worten, die ihr so bange machten, zu entfliehen. Hohenfels schien es zu fühlen — auch ihm war es erdrückend eng — und gar so schwül in diesem Raum geworden: das junge angstvolle und traurige Gesicht schnürte ihm die Brust zu.

„Ich will mich gleich entfernen," begann er verlegen und mit sichtbarer Anstrengung — „aber bekennen muß ich auch, daß ich beschämt von dannen gehe, daß ich eine sehr hohe Achtung für Ehrhard im Herzen getragen — und daß diese Achtung um Vieles gewachsen ist, seit ich das Wesen gesehen, dem er seine Liebe zugewendet hat. — Ich muß bekennen, daß es mich schmerzen wird, wenn diese

Bande sich wirklich auflösen sollten — denn — Wahrlich! es muß ihm wehe thun und es ist etwas Köstliches — um ein edles Weib!" — Hier stockte die Stimme, Hohenfels erfaßte wieder die Hand des jungen Mädchens — führte sie an seine Lippen — und — dann ging er. —

Marie schaute ihm regungslos nach: ihr Auge schien von dieser Gestalt sich nicht losreißen zu können. — Frau Johanna blickte zur Tochter hiu — und wie die Thüre sich geschlossen, wankte die Mutter mit ausgebreiteten Armen auf sie zu — „Marie! meine Marie!" rief sie, in Thränen ausbrechend: „Es wird auch besser sein!" — Marie stützte den Kopf an die Brust der Mutter — „Vergieb mir, Mutter," stammelte sie: — „vergieb mir, — gieb mir deinen Segen!"

— „Mein Kind — mein armes Kind!" schluchzte Johanna. „Gott wird dir helfen! Ehrhard ist gut, aber — wer weiß — wie würde dir um's Herz sein bei den Anderen — bei den stolzen — bei den vornehmen Verwandten?"

— „Vergieb mir!" wiederholte Marie: „Weine nicht — sei ruhig — es wird so besser sein!" — Die Mutter küßte der Tochter Stirn und Wangen — drückte sie fest an ihre Brust — und wiederholte mit erstickter Stimme — „Ja, meine Marie — so

wird es besser sein! Weine auch du nicht mehr — Gott wird gnädig sein.“ —

Derweile schritt Hohenfels gedankenvoll durch die entlaubten Gartenanlagen der Stadt zu und sah nicht, wie Forster und Torner ihm mit den Augen folgten. „Auf Ehre!“ sagte jetzt Torner: „Er wird schon da gewesen sein!“

— „Hat keine Zeit verloren!“ — gab Forster zur Antwort.

— „Sie sollen sehen — der Alte mit seinen schwungvollen Reden hat das Mädchen fest an ihn geschmiedet.“

— „Das fürchte ich!“ — meinte Forster.

— „Uebrigens — ich theile Ihre Hoffnung nicht“ — hob Torner an — „Ehrhard ist nicht der Mann, um frei zu werden.“

— „Er dürfte es auch nicht!“

— „Wahrhaftig! wäre ich der Hohenfels! er dürfte schon!“ — — Forster lächelte über die Zuversicht.

— „Was wird mit Ihnen?“ fuhr Torner fort — „der Alte ist capable — und bleibt bei dem Gesagten.“

— „Mir völlig gleich!“ —

— „Nun — Sie wählen mich zum Secundanten

— und ich stehe Ihnen dafür, er zerfließt in Reue und spricht, daß uns die Ohren zufallen."

— „Davor behüte mich Gott!" sagte Forster gleichfalls lachend — „das scheue ich mehr als seinen Schuß."

— „Sagen Sie nicht — der Alte schießt gut."—

— „Das weiß ich!" —

— „Sind Sie so lebenssatt?" — diese Frage stellend lächelte Torner und fügte achselzuckend hinzu: „An Ihrer Stelle — wäre ich schon lange der Glücklichste unter den Glücklichen" — —

— „Wohl möglich!" — sagte Forster — „Vorläufig bin ich nur ärgerlich!" —

— — — — — — — — —

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Ein schwerer Augenblick.

Arthur Forster hatte sich von dem munteren Torner, auf den er zufällig gestoßen war, bald wieder frei gemacht — und allein mit seinen Gedanken suchte er jetzt die Ruhe zu gewinnen, die sein Herz ihm von Neuem streitig machen wollte.

Forster war zur Ueberzeugung gelangt, daß Marie kein gewöhnliches Wesen und selbst für einen Mann wie Walther — reich genug war, daß aber ein Schatten auf ihre Liebe schon gefallen — und sie einem Glücke nicht anhinge, das mehr durch gewissenhaftes Pflichtgefühl, als durch Liebe ihr zu eigen werden sollte. — In der Absicht, den unwilligen Oheim zu versöhnen, war er zu Hohenfels gegangen — und die Besorgniß, daß dieser mit über=

schwenglicher Empfindung das Band zwischen Marie und Walther unlösbar werden lassen könnte, hatte zu sprechen ihn bewogen. — Jetzt schwankte vor ihm der Schleier, der die Zukunft deckte, er fragte sich, wie Marie sich dabei verhalten — ob sie — erschreckt und eingeschüchtert durch den alten Sonderling vielleicht zu Aussprüchen verleitet worden, die ewig bindend für sie und für Walther sein sollten.

Während Forster in Gedanken die Schicksale dreier Menschen betrachtete, und es immer wieder inne wurde, wie sein eigenes Gefühlsleben sich hinein webte, obwohl er mit kaltem Blute diese Fäden durchschnitt, war Walther schon auf dem Wege zu Marie. — Aus der Behörde heimgekehrt, hatte dieser einige Zeilen von seinem Oheim vorgefunden, der ihm mittheilte, daß er eben bei Marie Trost gewesen. — Aufgeregt durch diese Nachricht, eilte Walther dahin, den Ruf nicht beachtend, der ihn zu Hohenfels beschied. —

Der rasche Gang machte sein Blut noch heißer — und als er das Haus der Wittwe Trost erreicht hatte, stand er einen Augenblick still. — Es geschah, wie um Athem zu schöpfen, und die Aufregung, die ihn beherrschte, an dieser Schwelle von sich abzuthun.

Marie hatte ihn von Ferne schon erblickt. So raschen Schrittes war er sonst nie gekommen. —

Gewiß! — er wußte es schon — er hatte Hohenfels gesprochen. Wie hämmerte ihr Herz, da sie es dachte! Der schwere Augenblick war endlich doch gekommen, — er würde sie zur Rede stellen! Wie sollte sie — i h m sagen, was sie fühlte? — Sie schloß ihm auf.

— „Marie!" sagte Walther sanft und bewegt — „du hast schon wieder schwere — peinliche Stunden verlebt — und wieder — bin ich Schuld daran!" — Er sah besorgt in ihre Augen. —

— „Was meinst du?" fragte Marie. — Ihr Gesicht war entfärbt — die Stimme tonlos.

— „Hohenfels ist hier gewesen?" —

— „Er war hier!" — Walther nahm jetzt ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

— „Es hat mich gefreut!" fügte Marie hinzu.

— „Gefreut? — Marie! — das wahr kein wahres Wort." —

Sie blieb stumm.

— „Ich weiß nicht," fuhr Walther fort, „was er gesagt hat . . . Ich weiß nur, daß er hier gewesen. Komm — erzähle — du es mir — Marie! — thue es für mich!" — Sie folgte ihm willig. Er setzte sich zu ihr — hielt ihre Hand noch immer fest und sagte wieder: „Hätte ich es ahnen können, Hohenfels wäre nicht über diese Schwelle gekommen. Aber

der Gedanke blieb mir fern... Marie! — Ich sehe es — du stehst noch unter dem Einfluß der Eindrücke, die du empfangen, und diese haben dich darum so tief berührt, weil du schon ohnehin in dieser letzten Zeit — so manche Erschütterungen erfahren, die deinem Herzen wehe gethan. — Ich weiß es ja — habe es für dich gefühlt — doch — was dir heute widerfahren, das — weiß ich auch — es wird der Schlußstein sein einer Kette von Gedanken, die du — wenn auch nicht heute — so doch ein anderes Mal — mir Alle offen eingestehen wirst, — und die ich dir alle abnehmen soll und auch abnehmen kann. Alle — Alle — Marie! — dir wird kein bitterer, kein trauriger Gedanke bleiben! Versuche es jetzt, dein Herz von diesen Eindrücken mir gegenüber frei zu machen — schau mir in's Auge und sprich vertrauungsvoll! Wahrlich — Marie! Auch mir lastet es gar schwer auf der Seele. Auch über mich ist Vieles hereingebrochen, ganz unerwartet, — und daß du littest, vergaß ich nie! Ja — ich spreche es aus mit dem Bewußtsein, daß es nicht anders sein kann — du wirst mir vergeben — daß ich war wie ich gewesen — — Nun, Marie? Wirst du mir keine Antwort geben? Ich bitte dich — sprich mit mir ... Was sagte Hohenfels?" —

Marie hatte den Kopf in die Hand gestützt —

und entgegnete ihm, — ohne aufzusehen: „Nicht was er sprach, wird mir schwer zu wiederholen — nur das — was ich ihm selbst gesagt habe.“ — —

— „Wie? Das verstehe ich nicht! Was du dem fremden Manne gesagt?! — Wie sollte es dir so schwer fallen, es mir zu wiederholen?“ — Walther lächelte — aber er wurde blaß.

— „Es ist dennoch wahr!“ — erwiederte Marie.

— „Wirklich? — Nun, ich will darnach nicht weiter fragen! — Sage mir nur, was dir leicht ist zu wiederholen. Erfahre ich erst seine Worte — vielleicht kann ich daraus auf deine Antwort schließen.“

— „Nein, Ehrhard — das Schwere muß doch einmal gesagt werden. — Vergieb mir — daß ich so schwach gewesen und dir gegenüber es nicht — schon früher ausgesprochen habe.“ —

Marie sah ihn jetzt an — das Blut schoß ihm heiß in's Gesicht.

— „Marie!“ rief er aus beklommener Brust — „Was ist dir? Bist du mir böse?“ —

— „Oh nein! — aber ich will — fort von hier!“ —

— „Marie!“ —

— „Ja, Ehrhard! — Laß uns ruhig sprechen! Ich habe lange, lange darüber nachgedacht: Ich fühle es tief — ich könnte nicht glücklich sein —

du auch nicht! Wir bleiben einander gut, aber das Band, welches uns bindet, muß gelöst werden.“ —

— „Oh Marie!“ sagte Walther — „Weißt du, daß du — das Herz mir brichst?“ — Walther hatte ihre Hand frei gelassen — und stützte die Stirn in seine Hand. —

— „Ehe ich dich kannte — liebte ich dich schon“ — hob Marie an. „Ich hatte viel von dir gehört — der Vater — liebte dich und hielt viel von dir. — Als ich dich kennen lernte, hattest du mir muthvoll das Leben gerettet und ich dachte, Dankbarkeit wäre es eben, dein Bild — immer im Herzen zu tragen. — So hat Erinnerung an dich frisch und lebendig fortbestanden. — Nächst Vater und Mutter liebte ich Niemand wie dich, das hat auch dem Vater Sorge gemacht. — Er wußte, daß ich dich nicht besitzen sollte. — Als er an's Sterben dachte, da sehnte er sich nach dir — und scheute doch dein Kommen... Er sagte es mir und ich versprach, die Neigung des Herzens zu überwinden, und wie du kamst, dachte ich noch viele Tage daran — und später — nicht mehr! — Sieh, Ehrhard! — Ich könnte niemals glücklich sein, denn an die Worte meines Vaters müßte ich doch immer denken, und immer mir dann sagen — daß ich sie vergessen, — — darum vergieb mir. — Wird es für dein Be-

wußtsein auch schwer, dich loszumachen von den Pflichten, die du so ernst auf dich genommen — denke daran — es ist doch besser, als dabei bleiben — und immer fühlen, daß sie schwer sind. — Die Mutter ist mit mir einverstanden! — Mit Gottvertrauen trete ich den Weg an, der für mich bestimmt gewesen, — mit ruhigem Gewissen werde ich zu dem Vater aufblicken und glauben, daß sein Segen auf mir ruht, sein Auge mich sieht und seine Liebe mich leitet.“ —

— „Nein! Marie!“ — rief Walther, sich aufrichtend: — „So wird es nicht sein: ich habe dein Wort und du das meine. Alle die Gedanken, die du eben ausgesprochen, wären dir fremd geblieben, wenn ich selbst nur anders gewesen. Oh Marie! Sei billig — sei gerecht! — Es kann bei deinem Herzen dir nicht schwer werden. Ich habe eine Vergangenheit — und du noch nicht! Diese Vergangenheit hat vieles Herbe, Schmerzliche für mich enthalten. Willst du es sein, die den letzten Tropfen in den Becher legt, daß er überfließen soll? — Nein! — thue es nicht, hattest du je dein Sein an mich geschlossen. Vergieb mir auch: trage mir nicht nach die trüben Stunden, die mein früheres Leben über dich gebracht; in gegenseitiger Liebe werden wir sie vergessen. Lasse dein Herz die Sonne werden,

die allmählig jene bitteren Tropfen aufsaugt, daß keiner — keiner -- mehr übrig bleibt! Vergieb Marie — die scheinbare Kälte, die dir — in meinem Wesen vielleicht wehe gethan, — vergieb die Unruhe, die mich beherrscht hat. — Es ist — vorüber. — An mich ist Viel — sehr Viel mit einem Mal herangestürmt, — und Alles — Alles habe ich überwunden: an deiner Seite will ich jetzt zum Frieden kommen — und du? — Willst du — mich von dir weisen?" —

Marie klopfte das Herz, — das Herz ging ihr über, — die Augen standen voll Thränen, — sie wäre an seine Brust gestürzt, doch da kam ihr — ein Gedanke. — Wenn er Liebe für sie hätte — Liebe, nicht bloße Theilnahme — würde er wohl jetzt so dastehen? — Würde er sie nicht an sein Herz reißen? — damit er die Antwort fühle, wenn er sie auch nicht hörte? — Sanft und ernst stand er vor ihr — ihr so nahe — aber dennoch zwischen ihr und ihm lag die Liebe seines Herzens! —

Jetzt wallte es auf in ihrer Brust. Sie schaute ihm fest in's Auge — so fest — daß ihr Blick ihm das Blut bis in die Schläfen jagte, — ihre Lippen regten sich — und dennoch — hörte er — keinen Laut. Da endlich lösten sich mühsam die Worte: „Die Liebe, die du mir giebst, kann mich nicht glücklich machen — kann mir nicht genügen — mein Herz

verlangt doch mehr, als solche Liebe, um mit sich selbst versöhnt zu sein.“ —

Einen Augenblick stand er betroffen und stumm. — „Marie!“ sagte er dann — ernst und bewegt: „Es giebt ein Band, das fester Seele an Seele bindet, als lodernde Leidenschaft. Was ich — dir biete, — gebe, — und halten werde, so lange ich lebe, ist mehr werth — viel mehr!“ In seinen Augen standen Thränen. —

— „Ehrhard!“ rief Marie — „Habe Erbarmen mit mir. Gott hat mir ein solches Herz versagt, ich will ringen darnach — wenn es so besser ist, — aber jetzt — jetzt habe ich es nicht: — Es bäumt sich — ein Etwas in mir — gegen — eine solche Liebe“. —

— „Nun — dann, Marie, lasse dein Herz entscheiden. — Wie es auch sprechen wird — ich klage nicht!“ — Ueber seine Wangen rollten die Thränen herab. —

— „Vergieb mir! denke nicht schlecht von mir!“ rief Marie angstvoll und mit schmerzerfülltem Antlitz. —

— „Nein — nein — Marie, niemals!“ gab er zur Antwort mit erstickter Stimme.

— „Wirst du mich rufen — werde ich da sein!“ — — Er wandte sich ab — und ging hinaus. —

Sie blickte ihm nicht nach. —

— — — — — — — — —

Schluß.

Aus dem Innern einer griechischen Kirche in R: strahlt heller Kerzenschein in die Dämmerung eines Maiabends hinaus. Die dort versammelte Menge harrt in erwartungsvoller Stille. — Im festlichen Ornate steht der Diaconus, das Auge auf die Eingangsthüre gerichtet, und mit gespannter Aufmerksamkeit schauen die Sänger vom Chore in dieselbe Richtung hin. Unter einem der Bogenfenster sitzt — Edith; — Sie hat den Kopf geneigt und die blonde Lockenfülle beschattet willig ihr Gesicht. —

Ist es ein Lufthauch, der durch das weiche Haar zieht? Ist es spielendes Licht, das dem Stoffe ihrer Kleidung wechselnden Schimmer verleiht? Sind es schmerzliche Gedanken, ein Ringen nach Fassung, die

der jungen Frau die Brust schwellen, und jene Bewegungen hervorrufen? — So fragt sich Adda Verneck, die an der Seite ihres Gatten steht.

In ihren eigenen Augen erglänzt eine Thräne — und trübe erscheint ihr das Lichtmeer, das, aus hundert Kerzen flammend, die Kirche füllt. — Neben der Gestalt mit dem Schmerzensausdruck im Antlitze, die Adda betrachtet, sieht sie Erwin — jenen Erwin mit dem tiefernsten Blicke, dem wehmuthsvollen Lächeln, wie sie ihn so oft geseh'n. — Erinnerung an ihn bringt ihr den Wahn des eigenen Herzens nahe, und ihre Gedanken weben den Schein der Verklärung um das Haupt des Todten, der in ihren Augen dennoch viel besser war, als Manche, die pflichtvergessen — und doch heitere Stirn bewahren und lächelnde Lippen. —

— Ein Rauschen in der Eingangsthüre entreißt Verneck's Gattin den ernsten Betrachtungen, denen sie sich hingegeben.

— Walther und Martha sind eingetreten — mit ihnen Graf Walldorf und selbst Edith's trauervolles Auge hat sich ihnen zugewandt.

— Auch Agnes blickt auf das schöne Brautpaar hin, — mit strahlenden Zügen; aber dann birgt sie das Gesicht in ihre Hände; — der Gesang, der jetzt die weite Kirche ausfüllt, leiht eine mächtige Gewalt

der Stimme, die Erinnerung wachgerufen. — Es ist die Stimme von Vater Trost — es sind längst verklungene Worte, die sie wieder hört:

— „Eine einzige Thräne, die du weinst, kann diese Bitterkeit dir nehmen, Agnes, gedenke einst — dieser — meiner Worte!“

— Martha und Walther stehen vor dem Altare — aber Agnes sieht nicht hin; — sie weint mit verhülltem Angesichte, und als sie endlich aufblickt, sucht ihr Auge Edith. — Wie wollte sie vor dieser Frau jetzt niederknien, ihre Hände küssen und sagen: „Vergieb mir — ich habe Unrecht gethan.“ — Wie wollte sie vor diesen Vater, der an der Seite seines verarmten Kindes steht, jetzt hintreten und sprechen: „Vergieb auch du — könnte ich das Leid dir abnehmen — ich thäte es gerne!“ —

Die Thränen rinnen fort und fort, — aber in Agnes' Zügen malt sich Ruhe. — Ob auch das Loos der Abhängigkeit ihr geblieben, — ob auch ihre liebsten Hoffnungen zertrümmert, — sie hat Frieden errungen. —

Die Trauung ist vollzogen. — Martha und Edith halten einander fest umschlungen. Gesenkten Blickes — mit mühsam beherrschtem Antlitz stehen — Walldorf und Walther; — gesenkten Blickes stehen auch die Anderen — still — umher.

Die Erinnerung an Erwin ist es, die ihre Herzen schwellt, die sie empor trägt zu ihm — in ein ungekanntes Land. — Selbst dem jungen Advokaten mit dem scharf beobachtenden Blicke — führt jetzt des Freundes Bild einen feuchten Glanz in's Auge, und einen ernsterfüllten Gedanken vor die Seele.

— Es ist vorüber — vorüber die stummen Glückwünsche, das stumme Händedrücken. — Die Kirche wird leer — die Wagen rollen davon.

— „Forster — Sie kommen zu mir — ich erwarte Sie!“ — sagte Torner, den jungen Mann bemerkend, den die plaudernde Staatsräthin festhielt.

— „Ich reise gleich ab!“ — lautete die Antwort.

— „Was? — schon heute?“ —

— „Ich gehe von hier zum Bahnhofe.“ —

— „Nein!“ rief Torner — „ich lasse Sie nicht; — morgen brechen wir zusammen auf.“

— „Unmöglich! — Man wartet auf mich!“ —

— „Wer denn?“ —

— „Ein neuer Controle-Apparat!“ — entgegnete Forster und lächelte bei diesen Worten.

Achselzuckend drückte Torner dem Fortgehenden die Hand und wandte sich zur Staatsräthin, die mit Tante Helene einherging, und ihm munter zurief: „Der Abend ist herrlich — ich gehe mit Gronau's zu Fuß — fahren Sie nur allein mit Ihrer Mutter.“

— „Man macht noch eine kleine partie de préférence, — nicht wahr, liebe Cousine?“ warf Gronau hin.

— „Nein — mein Bester!“ fiel Torner ein, — — ich hole Sie ab, — Sie kommen zu mir.“

— „Darf nicht, Theuerster!“ versetzte Gronau mit krausem Gesichte — nach der Baronin hinüber schielend.

— „Komm, Max, — komm!“ rief Tante Helene, „die Pferde werden unruhig.“

— „Das sind Kurländer! — Ueberall wie zu Hause!“ flüsterte Verneck Adda zu, als sie die vor dem Gitterthor der Kirche stehende Gruppe hinter sich gelassen hatten.

— „Wer war der Herr, der eben an uns vorüber ging?“ — fragte Tante Helene ihren Sohn, als sie im Wagen saßen.

— „Adolph Verneck, der sonst Erwin's Ideal war!“ — erwiederte Torner mit unverkennbarer Verdrießlichkeit.

— „Verneck!“ — sagte die alte Dame überrascht. „Armer Erwin!“ fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu: „Er dachte niemals gut genug von sich.“ —

— „Er hatte immer seine Grillen!“ — versetzte Torner.

— „Grillen?“ wiederholte die Mutter mit vorwurfsvollem Tone.

— „Für schöne Frauen, hübsche Mädchen kann man schwärmen,“ fuhr Torner fort — „aber“ —

— „Schäme dich, Max!“ unterbrach ihn die Mutter.

— „Warum? — Glaube mir! — Würde Erwin noch leben, er gäbe mir jetzt Recht.“

— „Lassen wir die Todten ruhen, lieber Max!“

— „Wahrhaftig!“ hob Torner wieder an: „An diesem Verneck ist nie etwas Besonderes gewesen, als daß er niemals in der Classe fehlte, bei einem Talglichte schrieb, und in den Erholungs-Pausen mit arrogantem Gesichte Butterbrod mit Käse aß. Er war um Nichts besser, als hundert andere Seinesgleichen und wenn Erwin alle unsere Streiche mitgemacht hätte, es wäre ihm, das ist gewiß, viel besser bekommen.“

— „Du weißt, Max,“ sagte die Mutter ernst, „daß es mir wehe thut, wenn du so sprichst.“ — Torner schloß mit einem halben Lächeln die Lippen und neigte den Lockenkopf. — „Daß Erwin an deinem Treiben keinen Gefallen fand, habe ich an ihm geschätzt“, hob jetzt die alte Frau wieder an, „und daß er dich liebte, viel von dir hielt, hat er — denke ich — dir bewiesen.“ —

— „Gewiß!" erwiederte Torner, das Haupt wieder erhebend: „Als es ernst wurde, wußte er, wo ich zu finden war. Darum ärgerte mich heute das selbstzufriedene Wesen dieses Verneck."

— „Aber warum? — Es geht dem Manne gut und er verdankt Alles sich selbst."

— „Was, zum Teufel, verdankt er sich?" rief Torner ungeduldig.

— „Einen guten Ruf, eine unabhängige Stellung, in welcher er Vielen nützen kann."

— „Vor Allem sich selbst!" fiel Torner ein.

— „Schon gut!" — sagte besänftigend die Mutter — „Ich habe es wohl gemerkt, daß dir irgend etwas nicht recht gewesen. Das spricht aus dir, mein guter Max!" —

— „Ich hasse Arroganz!" — versetzte Torner und lehnte sich zurück. —

An dem geöffneten Fenster eines Hotels sitzen Walldorf und Friesen. Der eine verfolgt mit dem Auge die weißen Wölkchen, die über das nächtliche Himmelsblau hinziehen; der andere hält den Kopf nachdenklich gesenkt.

— „Das tiefinnerste Trachten eines Menschen," hob Walldorf jetzt wieder an, „die Ahnungen des Guten und Rechten, die er in sich trägt und bewahrt,

bedingen oft seinen Werth und dürfen uns versöhnen mit den Verirrungen und fehlenden Leistungen, die ihn anklagen."

— „Sie haben Recht, Excellenz! ganz Recht!" — sagte Friesen mit bekräftigender Kopfbewegung.

— „Gütiger als für den armen Horstmar," fuhr Walldorf fort — „hat das Geschick den ihm so ähnlichen Ehrhard geleitet: denn auch die edlen Naturen, denen der gröbere Stoff schon abgestreift, bedürfen der Arbeit, welche edle Zwecke fördert, und eines Kampfes mit der Außenwelt. In der Vergünstigung der Lebensverhältnisse, die keinen Zwang uns auferlegen, liegt die Verpflichtung, mit ungetheilter Kraft zu fördern und zu wirken. Bleibt diese Aufgabe unerkannt, schwillt eigene Größe an: der Standpunkt sinkt, der Horizont wird enge oder die Leidenschaften werden unsere Meister."

Während Walldorf mit Friesen spricht, verfolgt auch Edith's Auge die weißen Wölkchen, die nach Norden ziehen. Jetzt wendet sie sich ab, setzt sich an einen Tisch und schreibt:

— „Meine Marie! die Stunden des Lebens sind die Wellen, die uns immer weiter forttragen. Was wir heute Dunkles um uns schauen, erblicken wir um ein Kurzes nicht mehr. Nur was der Tod

hineinsenkt, geht mit uns dem Endziele zu. Freuen wir uns mit den Glücklichen — und Du schaue nur mit frischem Herzen in die Zukunft. Lebe wohl, küsse mein Kind von mir. Bald bin ich bei Euch."

Edith blickt noch gedankenvoll auf die geschriebenen Zeilen, als sie plötzlich aufhorcht und wieder an's Fenster tritt. Eine helle Postglocke klingt durch die Stille der Nacht — ein Reisewagen fährt vorüber und Edith schauert zusammen. Sie weiß — es ist die Mutter, der es zu eng geworden an dem Orte, wo ihr Kind sich endlich glücklich fühlt — es ist die Frau, die eine Kette von Leiden für so Viele geschmiedet hat. —

Frau von Halleck hatte Walldorf's ernstem Mahnen nicht widerstehen können — sie hatte ihre Einwilligung, ihren Segen ihm gegenüber der Tochter nicht versagen dürfen — aber der alte Groll ist unbesiegt geblieben.